



Berlin, den 7. Mai 1904.

## Himmelfahrt.

Vor dem Felsgewölbe im Frühlingsgarten Josephs von Arimathia hatten die Jünger den edelsten Menschen beweint: und diesem steinernen Grab entstieg in der Sonntagsfrühe der Gott. Alle Stärke schien, alle Hoffnung während der Sabbathstille von den Jüngern gewichen. Die von den Römern verachtete, von Israels Priestern und Patriziern verfolgte Schaar hätte nach ihres Meisters Entschwinden vergebens ringsum eine Stütze gesucht und mußte fürchten, das Häuslein der engeren Jesusgemeinde schnell in alle Winde gesetzt zu sehen. An eine Propaganda war nicht mehr zu denken; unfruchtbar mußte die neue Sekte neben so vielen alten welken. Würden nicht selbst die Zuverlässigsten bald müde werden, mit Lebensgefahr einer Idee nachzuhängen, deren Schöpfer längst Wurmpeiße geworden ist? ... Da ward der heiße Schoß leidenschaftlicher Liebe von einem hoch über die Sinnenwelt hinauslangenden Gedanken befruchtet und kurzen, doch qualvollen Wehen entband früh sich der Gott. Wurmpeiße, sagt Ihr, sei der gute Gärtner geworden? Hört, zage Seelen, den Freudenruf: Christ ist erstanden! Maria von Magdala hat ihn gesehen; er sprach zu ihr, verbat die Betastung und trug ihr Trost für uns auf. Die Furcht samen, die schon entschlossen waren, eine Gemeinschaft zu fliehen, die nur noch Fährniß bringen kann, kriechen aus ihrem Versteck und reiben die Augen. Wie thöricht waren sie, die große Sache verloren zu geben! Nur gedoppelter Eifer kann die Schwächlinge jetzt entschulden. Keiner zweifelt mehr an dem nahen Sieg der Galiläerlehre; und Keiner will blinder, tauber, minder

begnadet sein als die Sünderin, die muthig betheuert, daß sie den Meister hörte und sah. Auch Kephas hat ihn ja, ein Mann, geschaut, Petrus, Kleopas; und in Emmaus brach er zweien Jüngern das Brot. Das Wort des Weibes von Magdala hatte der jungen Christenheit den Gott geboren. Schluchzend umschlang der Mann den Jüngling, die Schwester den Bruder; und Wochen lang mußte Jeder von neuer Vision zu berichten, spürte unter Glücksjähren Jeder den quickenden Hauch der Heilandsnähe. Doch einbildnerische Kraft, die in heftiger Ueberreiztheit immer um eine Vorstellung schweift, muß mählich erlahmen. Was bei Golgotha, in Emmaus und Bethanien gesehen war, konnte nur schädferische Phantasie überbieten, die selbst unter krankhafterregten Schwarmgeistern selten ist. Aus der Verwesung Schoß ist Christus erstanden: Das war geweisagt, war jetzt gewiß. Aber würde er in Ewigkeit nun etwa auf der Erde wandeln? Hatte er nicht zu Marien gesprochen, er werde himmelan fahren, nicht schon früher verheißen, wenn er zum Vater aufgefahen sei, werde an seiner Statt der Heilige Geist göttliche Weisheit künden? An diese neue Pflanze klammerte sich der Glaube der Verwaisten um so lieber, als erst die Ausgießung des Heiligen Geistes die Jünger zu Aposteln weihen, zum Sühneramt reifen sollte. Das Schmen kleiner Menschheit, die im Schatten des Großen noch schwächerer schien, rief die Schicksalsstunde herbei: wenn der Heiland über den Wolken thronte, war der Erdkreis der Apostelherrschaft unterthan. Noch einmal sammelt sich die visionäre Kraft, die Erinnerungen an das Ende der Helden des alten Bundes, Moses und Elias, nähren; und die Jünger gehen hin und berichten der Gemeinde: Vor unserem Blick ward Jesus, am vierzigsten Tag nach der Auferstehung, in eine Wolke gehüllt und in den Himmel gehoben. Da sie, die bis gestern nur Diener, Gehilfen höchstens gewesen waren, ihrer Macht über die Gemüther aber noch nicht recht trauten, dünkte sie klug, die Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn, dessen Amt sie verwalten wollten, fortleben zu lassen. Deshalb fügten sie dem Bericht hinzu, zwei Himmelsboten in weißen Gewanden hätten, als der Meister dem Auge schwand, tröstend zu ihnen gesprochen: Wie Ihr jezo ihn auffahren sahet, so kehrt Euch der Heiland zurück! Was der Wille zur Macht ersehnt hatte, war nun erreicht. Die Jünger, die nach Bethätigung, nach Herrschaft strebten, konnten keinen von den Wärmern verSpeisten, doch auch keinen leibhaftig unter ihnen wandelnden Jesus brauchen. Ihr Christus mußte auferstehen: nur dieses Wunder erwies ihn als Gott und ohne einen Gott ist keine Kirche zu bauen. Dann aber mußte er, war ihm das prangende Haus erst gebaut, himmelwärts fahren und ihnen die Erde lassen: denn der Kirche strömt die Menge nur zu, wenn kein sichtbarer Gott sie in den höheren, reineren Dom seines Wesens winkt.

Weltpolitische Taktik hatte empfohlen, die Hoffnung auf Christi Wiederkehr in die Herzen zu pflanzen. Bald aber zeigte sich, daß dieses Mittel, die Herrschaft der Kleinen zu festen, nicht ganz ungefährlich war. Als die Christen verfolgt, gesteinigt, von wilden Thieren zerrissen wurden, erwachte in den Ueberlebenden die Frage: Ist dieses von Blut und Roth erfüllte Jammertthal das verheißene Reich friedlicher Seligkeit? Die Macht der Apostel, der Kirche konnte sie nicht schätzen; ungeduldig harrten sie also des Tages, der ihnen den Heiland zurückführen sollte. In den Fieberphantasien des Hellsäfers von Patmos, die als Offenbarung Johannis überliefert wurden, lebte die Weissagung eines theokratischen Messianismus wieder auf und dicht neben der Kirche ward das gleißende Lustschloß des Chiliasmus gebaut. Papias, der Bischof von Hierapolis, wurde, zwei Menschenalter nach Jesu Kreuzigung, sein erster Verkünder. Dieser Altgläubige ging noch weiter als der Johannes der Apokalypse, den er den Presbyter nennt; nah scheint ihm die Zeit, da aus jedem Samenkorn zehntausend Aehren hervorschießen werden, jede Aehre zehntausend Körner tragen und jedes Korn zehntausend Pfund Mehl liefern wird, die Zeit unerschütterlicher Ueppigkeit, ungetrübter Eintracht, unverdunkelten Glanzes. Und solche judenchristliche Visionen waren schon damals nicht neu; sie erhellen noch lange die düstere Welt der fromm Darbenden, der Ebionim, ließen, in Domitians Tagen, im „Hirten“ des Hermas ihre Spur, flackerten über den Lehren der Montanisten, begeisterten die Anabaptisten zu aberwitzigem Thun und wirkten bis ins neunzehnte Jahrhundert fort. Der Anglo-Judaismus Edwards Irving rüstete die uralte Chiliastenlegende zu neuen Erobererzügen. Seit 1830, dem Jahr der romantischen Revolution, durchstreiften die Apostel des Schottenheilands Europa, riefen zur Reinigung und mahnten die Braut, Leib und Seele zu schmücken, denn der himmlische Bräutigam werde nun in die Zeitlichkeit wiederkehren. John Darby, der in Plymouth den Millennarismus gepredigt und mit leidenschaftlichem Eifer das Volk zum Abfall von der verruchten Bileamskirche gedrängt hatte, war vor dem Zorn der rechtgläubigen Anglikaner in die Schweiz geflüchtet und hatte dort ein Jüngerhäuflein um sich geschaart. Und auch im Deutschland der Lichtfreunde und freien Gemeinden mehrten sich die Proselyten des erneuten Wunderglaubens. Was einst die Rosenkreuzer, was Comenius, Jakob Böhme und der Protestant Bengel verheißten hatten, Das wurde, in fast noch bergi überter Form, wieder nun der erregten Menge als Kost geboten. Bis nach Schlesien, Posen, Ostpreußen drangen die Sendlinge des Irvingianismus vor, in Berlin verfocht ihn Charles Böhm mit rasch fühlbarem Erfolg und ein Runtius aus Eng-

land konnte in der Stadt Nikolais eine an Kopfszahl reiche Bruderschaft feierlich weihen. Das geschah im Mai 1848. Und wieder, wie im Jahr 68, kämpfte die vereinte Orthodoxie mit ihren feinsten Geisteskräften vergebens gegen den alten Wahn, die plump materialistische Mißdeutung des Heilandswortes. Zu erbärmlich war das Erdenleben geworden, Satanas, der entfesselte, herrschte in wüster Pracht über alles Menschenland: das Tausendjährige Reich mußte kommen. Wenn das Maß menschlichen Leides bis an den Rand gefüllt ist und des Lasters Nasgeruch bis zum Himmel stinkt, dann ist die leuchtende Schaar stets gestimmt und bereit, sich von Hoffnungen einlassen zu lassen; und wer ihr in solcher Stunde ein mühloses Leben in Herrlichkeit verspricht, Der hat sie in seiner Hürde. Das sah schon Origenes; und er und seine Gefährten im Glauben an eine symbolisch-philosophische Offenbarung erkannten klaren Geistes auch schon die Gefahr solchen Wahnes. Die politische Gefahr; denn thatloses Warten auf die Wunder einer Wonnedillias hat noch nie einem Stamm, einem Volk, einer Klasse genützt, hat sie immer nur gelähmt und untüchtig gemacht. Doch was half die Erkenntniß? Als des alten Glaubens Wurzel verdorrte, als, im Chiliaftenjahr 1848, Weitlings „Evangelium eines armen Sünders“ in den Werkstätten von Hand zu Hand ging und das kommunistische Manifest auf Schleichwegen durch Europa geschmuggelt wurde, vernahm man abermals das Lied vom Tausendjährigen Reich, vom irdischen Paradies des Fleisches; den alten Text, nur eine neue Weise. Der Christengott war verbannt, aber Papias triumphirte. Was einst Millennarismus geheißnen hatte, hieß nun Marxismus; und wieder sollte der Glaubensstifter, als sein Name die Gemeinde zusammengetrieben hatte, in den Himmel gehoben werden, auf daß die Jünger ungestört eine Kirche gründen könnten, in der sich leben läßt. Paulus war der erste „Revisionist“ des Christendogmas; er that, wie alle Apostel, die selbst Etwas wollen: je nach seinem Bedürfnis änderte er das Bild des Herrn, in dessen Namen er reiste, milderte hier, verstärkte dort eine Farbe und strich seinen Firniß darüber. Gerade so thun die „Revisionisten“ der marxischen Lehre; und wenn sie ihren Paulinerfrieden mit der Staatsgewalt gemacht hätten, würde es Herrn Nebel nicht besser ergehen als dem Bischof von Hierapolis, dem ἀρχαῖος ἀνὴρ, den die Machthaber aus dem Gedächtniß der Frommen tilgten, und Herr von Volkmar würde ihn, wie Eusebius den Papias, mit respektvoller Verbengung einen redlichen, aber kurzfristigen Mann, einen frommen, doch engen Kopf nennen.

Ohne Gott keine Kirche. Aber der Gott gehört in den Himmel; und geht er nicht willig, so hebt man ihn, unter rühmenden Reden, ins ferne Ge-

wöl. Das Genie muß der Erde entrückt sein, damit die Talente sich regen, zur Geltung, zur Macht bringen können. Was würde aus Pius, wenn Jesus, aus Bülow, wenn Bismarck, aus Bernstein, wenn Marx wiederkäme? Die revenants wären ihres Lebens nicht sicher. Schlimm genug schon, daß hitzige Inbrunst sie herbeisehnt und durch den Vergleich des Erreichten mit dem Verheißenen das ruhige Behagen stört. Folgten sie gar dem Ruf und zeigten sich in Leibhaftigkeit wieder dem Volk: Weh ihnen! Die Glorie ist ihr Heim und ihr Kerker. Den Genius, der zu neuem Erdenleben aus dem Himmel niederstieg, grüßt froh wohl die fromme Einfalt und die fanatische Ohnmacht. Da sein Blick aber in die Herzen der Mächtigen bringt, der Kleinen, denen er scheidend das große Vermächtniß ließ, wird er auf die Frage nach dem Ziel seines Weges stets, wie der Galiläer der späten Winkellegende, antworten müssen: Venio iterum crucifigi. Und von diesem zweiten Kreuz würde kein Bittgesuch eines Rathsherrn von Arimathia ihn lösen.



In Sevilla prasseln die Scheiterhaufen. Der toledaner Reichstag hat die Einführung der Inquisitio haereticae pravitatis verlangt und Thomas de Torquemada weiß, welche Pflicht er seinem Gott schuldet. Wer der Ketzerei verdächtig ist, wird ins Gefängniß, den vade in pace, geworfen, angeprangert, gestäubt, zum Feuertode verdammt; und noch freut die Volksmehrheit sich der Autos de Fe. „Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht“: wie Schillers sanfte Mondecar denkt auch unten der fromme Pöbel. Da tritt, als eines Tages wieder die Flammen an Menschenleibern lecken, ein fremder Wanderer unter die Gasserschaar. Müde blickt er, ist bleich und auf seinem Kleid die Spur weiten Weges. Niemand sah ihn noch und Jedem scheint er doch ein vertrauter Freund. Von dem Marterchauspiel wenden sich alle Augen auf ihn, der in stiller Majestät regungslos das Grausige schaut; und bald gehts von Mund zu Mund: Christus ist unter uns! Schon wird er umdrängt, von demüthiger Liebe begrüßt, von irrer Inbrunst auf den Knien angebetet, schon wirkt er Wunder und das Schlimmste ist zu fürchten. Aber die Obrigkeit wacht. Mit stattlichem Gefolge naht der Großinquisitor, scheucht mit einem Gebieterwink die Menge hinweg und läßt den un-  
 quemen Heiland verhaften. In den tiefsten Kerker mit ihm, in einen der Käfige, die kein Sonnenstrahl wärmt, kein Mondlicht mild erhellt. Da sitzt Gottes eingeborener Sohn bei einem armsäligen Kerzenstümpfchen und wacht und sinnt. Ein Schlüsselbund raffelt, die Eisenthür thut sich auf: der Großinquisitor steht um Mitternacht vor dem Heiland. Neunzig Jahre lebt er und sah manches Menschen-

werk werden, manches verfallen. Aus blutlosen Lippen kommt harte Rügerede. Warum, spricht der Greis, lehrtest Du, einmal schon Gekreuzigter, zurück? Für Dich ist auf dieser Erde nichts mehr zu thun. Du hast die Menschen nicht zu beglücken vermocht; denn Du riefst sie zur Freiheit: und Freiheit frommt nur den Starken. Nur sie dürfen wagen, Deinem Ruf und Beispiel zu folgen. Was aber thatest Du für das Heer, das Gewimmel der Schwachen? Der Fluch unfruchtbarer Halbheit lastete auf Deinem Werk; erst unsere Menschenliebe, Menschenkenntniß hat es in strenger Vaterzucht davon erlöst. Wir lieben alle Menschen, laden alle ins Schiff unserer Kirche, lehren sie leben und ewige Seligkeit erwerben. Warum also kamst Du und störst unsere Segen stiftende Arbeit? Du warst gewarnt, doch Dein Ohr blieb taub. Der Geist, der in der Wüste zu Dir sprach, war nicht böß, war nur klug: er wies die StraÙe, auf der Du die Menschheit zum Glück führen konntest. In uns, den Söhnen und Wältern der Römerkirche, lebt keine Weisheit. Wir wissen, daß es kein Wunder giebt, daß hinter dem Schleier des letzten wie des ersten Geheimnisses der suchende Sinn nichts fände; aber wir brauchen Mysterien und Wunder und die auf unerbittliche, unerschütterliche Macht gegründete Autorität der Heiligen Kirche sichert sie uns. Die Masse, Galiläer, bleibt immer kindisch und kann die Freiheit, die Du ihr zudachtest, niemals heilsam nützen. Sie ist nur glücklich, wenn eines Herrn Wille sie lenkt. Wir haben ihr diese gefährliche Freiheit sacht wieder genommen; wir schwichtigen, so lange sie auf uns horcht, ihr Gewissen, lassen sie sündigen und vergeben ihr, wenn die Sühne uns angemessen dünkt, selbst die schwerste Schuld, — in Deinem Namen; denn Du bist eine nothwendige Stütze unserer Autorität. Bist es, wenn Du in Deinem Himmel bleibst und Dich mit dem Weihrauch bescheidest, den wir Dir spenden. Diemeil Du aber als Friedensförderer nun unserer Arbeitstätte nahst und zerstampfen willst, was in Jahrhunderten gesät ward, wirst Du morgen als Keger verbrannt. Dixi. Schweigend lauscht Christus. Kein Laut kommt von seiner Lippe. Schweigend steht er von seinem Sünderstuhl auf, läßt schweigend den kalten Greisenmund, der so zu ihm sprach. Da erbebt der Großinquisitor; die Ahnung der Gottheit schüttelt den welken Leib: er öffnet mit eigener Hand die schwere Kerkerthür und weist dem Gefangenen stumm den Weg in die Freiheit. Christus schreitet in die Nacht hinaus. Den Schädelberg hinan oder zurück in die Glorie?.. Der Neunzigjährige athmet auf. Der Heilandsfuß brennt in seiner Seele; doch wenn das Tagesgestirn zurückkehrt, wird er wieder die Kraft haben, Cardinal-Inquisitor zu sein, und den guten Willen, der schwachen Menschheit, die er mitleidig liebt, mit strenger Herrenfaust ihr Kinberglück zu bewahren.

So sah Dostojewskij, als er die Geschichte der Brüder Karamasow, das dunkelste seiner Slavenevangelien, schrieb, das Schickjal des auf die Erde wiederkehrenden Heilands. Eines russischen Christus, der nicht kämpft noch zürnt, der liebend nur das Leid überwindet. Aus andern Stoff wollte Goethe seinen Christus schaffen. Auch der Göttdichter, der nicht mehr gläubig, aber duldsam war und die platten Rationalisten vom Schläge des Doktors Bahrdt nicht minder boshaft höhnte als die Lämmleinanbeter und Separatisten, hat einst ja versucht, den Traum vom Tausendjährigen Reich zu gestalten. Nur „des Ewigen Juden erster Fejen“ entstand; doch er lehrt uns in einer kurzen Vision den goethischen Christus immerhin kennen. Der sollte nicht sanft sein; ein derber Herrgott steigt vom Himmel herab und nennt die Schändlichkeit, die er sieht, ohne zimperlische Schonung beim rechten Namen.

Ihm scheint die Welt noch um und um  
 In jener Sauce dazuliegen,  
 Wie sie in jener Stunde lag,  
 Da sie bei hellem, lichten Tag  
 Der Geist der Finsterniß, der Herr der alten Welt,  
 Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt  
 Und angemacht sich ohne Sehen,  
 Daß er hier Herr im Hause sei.  
 Schleicht nicht mit ewigem Hungersinn,  
 Mit halbgekrümmten Klauenhänden,  
 Versuchten, eingedorrten Lenden  
 Der Weiz nach türkischem Gewinn,  
 Mißbraucht die sorgenlose Freude  
 Des Nachbars auf der reichen Flur  
 Und hemmt in dürrem Eingeweide  
 Das liebe Leben der Natur?  
 Verschleht der Fürst mit seinen Sklaven  
 Sich nicht in jenes Marmorhaus  
 Und brütet seinen irren Schafen  
 Die Wolfe selbst im Busen aus?  
 Ihm wird zu grüßenhafter Stilling  
 Der Menschen Mark herbeigerast;  
 Er speißt in ekelhafter U. herfüllung  
 Von Tausenden die Nahrungskraft.  
 In meinem Namen weißt dem Bauche  
 Ein Armer seiner Kinder Brot;  
 Mich schmählt auf diesem saulen Schlauche  
 Das goldne Zeichen meiner Noth.

Vor den Papst sollte der starke Jesus des Knittelversspieles hintreten, dem Repräsentanten des mit dünnem Christensirniß überzogenen barocken Heiden-

thumes seine ganze Verachtung ins Antlitz speien und, zur Strafe für solchen Frevel, im Gefängniß des Vatikans schimmeln. . . Und diesem Goethe der straßburger Zeit ward unter höchstem und allerhöchstem Patronat jetzt ein Denkmal gesetzt. Weh ihm, wenn er in der Jünglingsgestalt wiederkäme! Er wird sich hüten. Und da er fern ist, unschädlich auf hohem Sitz, handelt die Obrigkeit klug, wenn sie sich zur Anbetung des Erzfeindes bequemt.

Dostojewskij kannte Goethes Fragment sicher nicht: und doch fiel in seinem Epos dem Heiland das selbe Los. Auch der schmaler lebende Dichter, der mit scheuem Finger jetzt nach dem großen Stoff griff, läßt seinen Heiligen ins Gefängniß schleppen. Maurice Maeterlinck nennt ihn nicht Jesus, sondern Antonius; und nicht Flauberts Helden zeigt er uns, den großen Einamen, der die Arianer bekämpfte und in der ägyptischen Wüste mit aller Vocation von Macht, Wissen und Lust versucht ward, sondern Sankt Antonius von Padua, den beredten portugiesischen Asketen, der, da die Menschen seiner Mahnung zur Buße das Ohr verschlossen, den Fischen predigte und, als Haupt der Spiritualen, vom neunten Gregor heilig gesprochen ward. Doch auch hier ist der Name nur Schall. Wie Jesus, wirkt Antonius Wunder, weckt Tote auf, wird von allen Behörden, allen Beamten des Staates und der Kirche verwünscht und beschödet, wie Jesus hinter Schloß und Riegel unschädlich gemacht. Leider wurde Sankt Anton der Kleine auf den abgegrasten Gemeinplatz einer Erbschleicherkomödie gestellt, dem kaum noch ein armes Hälmlchen entleimt, und in läderlichem Verfahren der Menschheit größter Gegenstand ins Poffentreich der Banalitäten erniedert. Aus der Tentation de Saint-Antoine konnte der Belgier lernen, mit welcher Sorgfalt solcher Stoff behandelt werden will, aus zwei kleineren Legenden Flauberts, was der Glaube, die Illusion auch im schwächsten Gefäß zu vollbringen vermag. Eine alte, von Allen ausgebeutete, von Allen verlassene Magd hängt ihr ganzes Herz an einen Papagei, der ihrem Auge zur Pfingsttaube, zum Heiligen Geist wird. Der Vogel stirbt und wird ausgestopft; als aber der Magd das letzte Stündlein schlägt, spreitet er seine Flügel und trägt die Herrin, die ihn so lange betreut hat, ins Paradies. Das ist die Geschichte eines „einfältigen Herzens“. Stärker ist „Die Legende von Sankt Julian.“ In die Zelle des Eremiten tritt ein ausjähiger Bettler, ist dem Einsiedler das letzte Brotkörnchen, das letzte Speckstückchen weg, streckt sich mit seinen Schwären auf Julians hartes Lager und fordert, der fromme Wirth solle ihn wärmen. Das weigert der Mönch, der einst verzärtelte Fürstenson nicht und in seiner Umarmung wandelt der Bettler sich: Sternen gleichen nun seine Augen, sein Haar leuchtet wie Sonnen-



gespinnt, Rosen duften aus seinem Munde. Und siehe: das Dach der Hütte klappt weit auf und in Jesu Armen schwebt Sanct Julian himmelan.

\*

Den Aermsten nur, die noch hungert und dürstet, darf Jesus wiederkehren; den Satten, Mächtigen ist er kein willkommenener Gast. Darin stimmen alle Poeten und Zeichendeuter überein: Goethe, Dostojewskij, Sienkiewicz, Maeterlinck. Wer im Besiz ist, wohnt im Recht und braucht keine Wunder; glaubt sie wohl auch längst nicht mehr. Was soll ihm ein Heiland der armen Leute? Dessen Plag ist im Himmel; hienieden würde er nur das geruhfame Behagen und die öffentliche Ordnung stören. Erst seit der Kirchenbau wuchs und die Klerisei sich den Staat zu unterjochen begann, wird die Ascensio Domini als Fest der Christenheit gefeiert. Mit strenger Richtermiene tadeln moderne Theologen, daß im Mittelalter dieses Fest durch Mummenschanz und Possenreißerei verunstaltet worden sei, in Venedig nach dem Tage der Himmelfahrt gar ein zweiter Karneval um San Marco gejaucht habe. Ach, — die Menschen waren damals frommer, als unsere Pharisäer heute sind: sie fühlten, daß man ihnen den Heiland nahm, auf Nimmerwiederkehr ihn, wie in eine Gruft, in die Glorie einsperchte, und trieben, all in ihrem Jammer, Spas mit den Mächtigen, die den lästig gewordenen Gott nicht schnell genug loswerden konnten. Bierzig Tage lang war der Auferstandene über die Erde gewandelt; seine Gottheit war nun erwiesen und er konnte getrost auf den Wolken thron steigen. Die Zeit der Kleinen brach an, der Strebsamen, die lieber als Inquisitor herrschen denn als Heiland gekreuzigt sein wollen. Glückliche Himmelfahrt! Und Weh Dir, wenn Du wiederkehrst! Von Allen, die das Evangelium auf der Lippe tragen und, bei Gefahr ihrer Macht und ihres Besizes, niemals, ihr Leben lang nie handeln durften, wie der Bergprediger befahl, sehnt Dich Keiner zurück, wünscht kein Einziger sich, den Anbeginn des Tausendjährigen Reiches, Deiner allgerechten Herrschaft zu erleben. In der katholischen Kirche wird am Tage der Himmelfahrt während des feierlichen Hochamtes das Licht der Osterkerze gelöscht. Diese symbolische Handlung soll der Gemeinde sagen: Jesus Christus ist von der Erde geschieden und kommt nimmer zurück. Wer fortan seinen Glückstheil fordert, hat sich an uns zu halten. Wir künden ihm, was er zu leisten, was zu lassen hat, und dulden nicht die Mitwirkung Eines, der seine Arbeit gethan hatte, als er von den Toten erstand, und zur rechten Stunde mit allen Ehren von uns auf ferner Höhe beigesetzt ward.



## Getreidepreisbildung.

Die Nothlage, in die heute die mitteleuropäische Landwirthschaft gerathen ist, beginnt um die Mitte des abgelautenen Jahrhunderts und ist auf die Vervollkommnung der Transportmittel zurückzuführen. Mit dem Vorschieben der Eisenbahnen in die osteuropäischen Länder, in die Donauländer und ins südliche Rußland kamen immer größere Quantitäten von Getreide auf die west- und mitteleuropäischen Märkte und drückten hier auf die Preise. Dieser Druck wurde noch verstärkt, als dann auch die überseeischen Länder — Nordamerika voran — mit ihren riesigen Getreidezufuhren auf den europäischen Märkten erschienen. Rechtwürdiger Weise wurde jedoch diese nahliegende Ursache der Nothlage der mitteleuropäischen Landwirthschaft in der ersten Zeit nicht erkannt. Daß die Klagen der Landwirthe anfangs nur taube Ohren fanden, kann freilich nicht überraschen; man wußte ja, daß die Landwirthe mit dem Wetter nie zufrieden waren und so ziemlich jeden Sommer als ungünstig bezeichneten. Als aber die Klagen nicht nur nicht verstummten, sondern immer lauter wurden, fing man an, der Sache nachzugehen. Man begann, einzusehen, daß die Landwirthe nicht auf Rosen gebettet seien, glaubte in der ersten Zeit aber, die Ursache dieser Erscheinung in der modernen Agrarverfassung, in der Mobilisirung des Bodens suchen zu sollen. Die „Freiheit des Grundbesitzes“ — Das heißt: die Freiheit, den Grundbesitz beliebig veräußern, zerschneiden, vererben und verschulden zu dürfen — führe, so wurde damals gelehrt, nothwendig zur Ueberschuldung und Zersplitterung der Landgüter und bewirke, daß der Bauer schließlich von der ererbten Scholle verdrängt werde. Diesem Gedankengang entsprangen die — ungefähr aus den siebenziger Jahren stammenden — Maßregeln und Vorschläge, die der Zersplitterung und Verschuldung des Grundbesitzes entgegenwirken sollen: die Schaffung eines Höferechtes, die Errichtung bäuerlicher Fideikomnisse, der Ruf nach Heimstätten, der Vorschlag der „Incorporation des Hypothekarkredits“, einer „neuen Grundentlastung“ und Ähnliches. Erst später brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Nothlage der Landwirthe auf die niedrigen Getreidepreise zurückzuführen sei, und die weitere Konsequenz war nun, daß in die meisten europäischen Staaten Getreidezölle eingeführt und Maßregeln wie die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr oder des gesammten Getreidehandels, das Bäckereimonopol und manche andere empfohlen wurden.

In der letzten Zeit ist nun wieder ein neuer Gedanke aufgetaucht, nämlich der, daß die Getreidepreise ganz besonders durch die Formen, in denen sich der Getreidehandel abspielt, ungünstig beeinflusst werden. Es ist der bekannte Kampf der Agrarier gegen den Terminhandel; und damit ist die Frage nach den Momenten berührt, die auf den Getreidepreis bestim-

mend einwirken. Diese Frage ist — wie Professor Ruhland, der unermüdliche Vorkämpfer für die agrarischen Interessen in Deutschland, in seiner jüngsten Schrift\*) nachzuweisen sucht — durchaus nicht so einfach und leicht zu beantworten, wie man auf den ersten Blick etwa annehmen möchte. Die klassische und die nachklassische, liberale Nationalökonomie hat sich die Beantwortung der Frage nach der Bildung des Preises allerdings sehr leicht gemacht; sie lehrt kurz und bündig: Der Preis wird durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt und gegen dieses Naturgesetz läßt sich nicht ankämpfen. Man stelle sich die Sache ungefähr so vor wie die beiden Schalen einer Waage. Auf der einen liegt das Angebot (im gegebenen Fall also die Weizenernte der ganzen Erde), auf der anderen die Nachfrage (das Geld, das die Menschen auf der ganzen Erde für Weizen zu verausgaben gedenken); und diese beiden Waagschalen werden so lange auf und ab schwanken, bis sie an irgend einem Punkt (hoch oder niedrig) zur Ruhe gelangen. Dieser Punkt repräsentirt gewissermaßen die Höhe des Preises. Die moderne Forschung, die allen von der älteren Schule aufgestellten angeblichen „Naturgesetzen der Volkswirtschaft“ ziemlich skeptisch gegenübersteht, will auch an das Gesetz von Angebot und Nachfrage nicht recht glauben, weil sie zu einem anderen Resultat gelangt ist.

Wenn man nämlich die Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens ohne Vorurtheil betrachtet, wenn man sieht, wie insbesondere die Frauen sich beim Einkauf verhalten, wenn man prüft, wie die „großen“ Kaufgeschäfte (etwa der Kauf eines Hauses oder Landgutes) zu Stande kommen, und erkennt, daß von beiden Theilen alle erdenklichen Ueberredungskünste und die Drohung, vom Geschäft zurückzutreten, angewandt werden, so zeigt sich mit handgreiflicher Deutlichkeit, daß die Festsetzung des Preises das Resultat eines Kampfes ist. In diesem Kampf ist natürlich jeder Theil bemüht, die Gunst seiner Position nach Kräften auszunutzen und den größtmöglichen Vortheil für sich zu erringen; denn jedesmal wünscht der Verkäufer so viel wie möglich zu bekommen, der Käufer so wenig wie möglich zu geben. Und wie aus jedem, so geht auch aus diesem wirtschaftlichen Kampf der stärkere Theil als Sieger hervor. Daß die Position beider Theile durch äußere Umstände oft sehr wesentlich beeinflusst wird, daß, zum Beispiel, die Position des Verkäufers schwächer oder stärker wird, je nachdem eine größere oder kleinere Anzahl von

\*) Die Lehre von der Preisbildung für Getreide. Ein Lehrbuch für Landwirtschaftsschulen, Handels- und Müllerschulen, zugleich praktisches Handbuch für Getreide-Interessenten. Im Auftrage der Internationalen Landwirtschaftlichen Vereinigung für Stand und Bildung der Getreibepreise herausgegeben vom Professor Dr. G. Ruhland, Schriftleiter der Wochenschrift „Getreidemarkt“. Preis 2 Mark. Wilhelm Hies, Berlin.

Verkäufern neben ihm auf dem Platz ist, und eben so die Position des Käufers, daß also, mit anderen Worten, durch die Konkurrenz die Verkaufstüchtigen gezwungen werden, einander zu unterbieten, die Kauflustigen, einander zu überbieten, ist selbstverständlich, ändert aber nichts an der Thatsache, daß jeder Kauf und jeder Vertragsabschluß ein Kampf zwischen den beiden Kontrahenten ist und daß in diesem Kampf jeder Theil seinen Vortheil nach Kräften zu wahren sucht. Und wie intensiv dieses Streben ist, zeigt sich ganz besonders darin, daß die beiden kämpfenden Theile oft genug vor der Anwendung unlauterer Mittel nicht zurückschrecken.

Ist das Gesagte richtig und wird der Preis des Getreides in einem Kampf zwischen den Landwirthen und den Getreidehändlern festgesetzt, dann ist jedenfalls die Möglichkeit gegeben, daß die Landwirthe den schwächeren Theil im Kampf repräsentiren und daß die Getreidehändler als der stärkere Theil siegreich aus dem Kampf hervorgehen. Das behaupten die Landwirthe mit größtem Nachdruck und bezeichnen — wie erwähnt — den Terminhandel als die eigentliche Ursache ihrer Niederlage im Preiskampf. Die Klage der Landwirthe hat eine gewisse Berechtigung; aber so unbedingt möchte ich ihre Argumente nicht gelten lassen. Denn wenn man der Sache auf den Grund geht, zeigt sich erstens, daß der Terminhandel sich aus den gegebenen Verhältnissen mit logischer Nothwendigkeit von selbst entwickelt hat, und zweitens, daß er an sich ein ganz harmloses Ding ist. Unangenehm — für die Landwirthe sehr unangenehm — wird er aber durch seine Begleiterscheinungen.

Stellt man sich nämlich auf den Standpunkt, daß das Getreide Gegenstand des freien Handels, also eine Waare ist, die von den Landwirthen produziert und zum Verkauf gebracht wird, so daß Jeder diese Waaren kaufen und weiter verkaufen darf, dann entsteht von selbst ein Getreidemarkt: zu bestimmten Zeiten werden an einem bestimmten Orte die Getreide-Käufer und Verkäufer zusammenkommen und ihre Geschäfte abschließen. Ob man diese Zusammenkünfte „Markt“ oder „Börse“ nennt, ist gleichgültig; und klar ist, daß es den Landwirthen (wohlgemerkt: unter den gegebenen Verhältnissen, wenn das Getreide eine gewöhnliche Waare sein soll) im höchsten Grade erwünscht sein muß, einen solchen Markt zu besitzen, weil sie wissen, daß sie dort ihre Ernte verkaufen können. Gegen die Börse an sich — man mag sie noch so oft als „Giftbaum“ bezeichnen — ist also nichts einzuwenden.

Auf diesem Markt werden wahrscheinlich zunächst die Landwirthe mit ihren Fuhrn erscheinen und die Käufer werden das gekaufte Getreide sofort in Empfang nehmen und in ihre Magazine überführen lassen. Mit der Zeit wird jedoch so mancher Landwirth die Erfahrung machen, daß er an dem einen oder anderen Markttag sein Getreide nicht preiswürdig oder überhaupt nicht verkaufen konnte und daß er seine Getreidefuhrn unverrichteter Dinge

wieder nach Hause schicken mußte. Um diese Unzukömmlichkeit zu vermeiden, wird der Mann wahrscheinlich das nächste Mal sein Getreide zu Hause lassen und nur allein, mit einer kleinen Probe seines Getreides in der Tasche, den Markt besuchen. Mit anderen Worten: allgemach wird der Brauch entstehen, daß auf dem Markt keine Getreidezufuhren erscheinen, daß vielmehr auf der „Börse“ nur die Käufer und Verkäufer zusammenkommen und dort ihre Kauf- und Verkaufsgeschäfte lediglich auf Grund der mitgebrachten Proben abschließen. Auch dieser Vorgang ist wohl ganz unbedenklich.

Nun muß aber auch die Natur der Waare „Getreide“ beachtet werden. Der Weizen, der auf dem einen Feld gewachsen ist, ist nicht ganz identisch mit dem Weizen, der von einem zweiten Feld geerntet wurde. Der Landwirt kann aber unmöglich die Weizenmengen, die auf seinen verschiedenen Feldern gewachsen sind, gesondert zum Verkauf bringen; er läßt seinen gesammten Weizen ausbroschen und bringt einfach das Quantum Weizen, das er auf seinem ganzen Gut geerntet hat, auf den Markt. Auf der anderen Seite muß der Müller bestrebt sein, ganz bestimmte Sorten von Mehl, wie es die Bäcker und die Hausfrauen wünschen, zu erzeugen und in den Verkehr zu bringen. Das kann er aber nicht, wenn er heute den Weizen des Produzenten X und morgen den des Herrn Y vermahlt. Der rationelle Müller muß also trachten, die verschiedenen Weizensorten, die er einkauft, so zu mischen, daß er stets möglichst einheitliche Mehlsorten in den Handel bringen kann. Diese Arbeit wird dem Müller jedoch zum guten Theil durch die großen Getreidefirmen abgenommen, die bei den einzelnen Landwirthen die Weizenquantitäten aufkaufen und dann in ihren Magazinen zusammenschütten, wenn dieses Geschäft nicht schon früher von den etwa bestehenden Getreide-Elevatoren in viel umfassenderer und gründlicherer Weise besorgt wurde. Hat sich aber einmal dieser Brauch allgemein eingebürgert, dann ist es ein kleiner Schritt, wenn an der Börse die Regel aufgestellt wird, daß unter „Weizen“ oder „Roggen“ diese bestimmte Weizen- oder Roggen-Type (diese allgemein übliche Mischung) zu verstehen sei, daß also bei jedem auf der Börse vorkommenden Geschäftsabschluß der Verkäufer verpflichtet sein soll, diese bestimmte Type von Weizen oder Roggen zu liefern. Die Händler werden dadurch der Mühe enthoben, beim Geschäftsabschluß die Qualität der Waare jedesmal erst besonders zu stipuliren. Endlich liegt es auch wieder sehr nah und trägt wieder sehr wesentlich zur Vereinfachung und Abkürzung des Geschäftsganges bei, wenn an der Börse der Grundsatz aufgestellt wird, daß jeder „Schluß“ (Geschäftsabschluß) auf ein bestimmtes Quantum (x Metercentner) oder ein Vielfaches dieses Quantums zu lauten habe. Daß ein solcher Vorgang unmoralisch sei, wird, denke ich, kaum Jemand behaupten dürfen.

Endlich noch ein letztes Moment. Es giebt — um ein bekanntes und

triviales Beispiel herauszugreifen — auch heute noch eine ganze Reihe von kleinen Schneidern, die keine Tuchvorräthe auf dem Lager halten, sondern lediglich Musterkarten mit Tuchproben besitzen. Wenn nun ein Kunde bei einem solchen Schneider aus den vorgewiesenen Proben einen Stoff wählt und einen Anzug daraus bestellt, so kommt bekanntlich ein regelrechter Vertrag zu Stande, in dem der Schneider die Verpflichtung übernimmt, den gewählten Stoff von der Fabrik oder von der Tuchhandlung zu beziehen und daraus die versprochenen Kleidungsstücke anzufertigen; und selbst der eifrigste Moralwächter wird in solchem Vertrag nichts Anstößiges finden. Darf der Schneider mit ruhigem Gewissen versprechen, einen Anzug zu liefern aus einem Stoff, den er noch gar nicht besitzt? Darf der Bauunternehmer sich verpflichten, ein Haus zu bauen aus Ziegeln, die noch nicht einmal gebrannt sind? Dürfen aber auf allen erdenklichen Gebieten des Wirtschaftslebens Lieferungsgeschäfte anstandslos abgeschlossen werden, so darf wohl auch der Getreidehändler ein Getreide verkaufen (zu liefern versprechen), das er nicht besitzt.

Das im Vorstehenden Gesagte umschreibt den Begriff des Terminhandels in Getreide. Ein Terminhandel liegt vor, wenn über Getreide ein Lieferungsgeschäft abgeschlossen wird, bei dem alle Nebenverabredungen über die Qualität und die Quantität (die Schlusseinheit), über den Ort und die Zeit der Lieferung der Waare durch besondere Börsenregeln (Börsenusancen) im Voraus festgesetzt und in die ausnahmslos zu verwendenden „Schlussscheine“ aufgenommen sind, so daß die beiden Kontrahenten sich nur über den Preis, über die Zahl der Schluß-Einheiten (so viel mal  $\times$  Metercentner) und über einen der allgemein festgesetzten Lieferungsstermine (September-, Oktober-Weizen) zu einigen brauchen. Das Wesen des Terminhandels — und eine andere Definition als die vorstehende läßt sich nicht geben — besteht, wie man sieht, lediglich darin, daß die einzelnen Kauf- und Verkaufsgeschäfte in einer bestimmten Form abgeschlossen werden. Und da die Form, in der ein Vertrag abgeschlossen wird, etwas rein Außerliches und Gleichgültiges ist und über den Inhalt des Vertrages (ob durch ihn etwa der eine oder der andere der den Vertrag schließenden Theile benachtheiligt wird oder nicht) nichts entscheidet, so folgt hieraus, daß der Terminhandel an sich eine völlig harmlose und unverfängliche Sache ist.

Hier zeigt sich aber sofort auch eine Erscheinung, die man auf allen erdenklichen Gebieten des sozialen Lebens täglich beobachten kann, die aber meines Wissens bisher viel zu wenig gewürdigt wurde: der Unterschied zwischen Dem, was eine soziale Einrichtung ursprünglich ist oder nach der Absicht ihrer Schöpfer sein soll, und Dem, was im Lauf der Zeit aus ihr wird. Man denke — um nur einen einzigen Fall dieser Art zu erwähnen — an Das, was der Parlamentarismus seiner Idee nach sein soll und was im

Lauf der Zeit aus ihm geworden ist. An sich ist die Sache sehr begreiflich. Durch jede soziale oder gesetzliche Einrichtung wird nämlich für eine Reihe von Personen eine gewisse (günstige oder ungünstige) Position geschaffen; und da ist es denn nur natürlich, daß diese Personen sofort bestrebt sind, alle sich ihnen bietenden Handhaben zu ergreifen, um ihre Position zu verbessern. Das gilt denn auch vom Terminhandel. An sich ist er eine ganz harmlose und unversängliche Sache, aber für die Landwirth wird er, wie schon gesagt wurde, unangenehm durch die Erscheinungen, die ihn regelmäßig begleiten.

Durch den Terminhandel wird zunächst dem großen Publikum ermöglicht, sich am Getreidehandel — oder sagen wir richtiger: am „Börsenspiel“ in Getreide — zu betheiligen. So lange sich der Getreidehandel in seinen ursprünglichen Formen bewegt, so lange der Getreidekäufer wirkliches Getreide kaufen, übernehmen und in seine Magazine bringen muß, können Personen, die weder Kaufleute noch Landwirth noch Müller oder Bäcker sind, nicht leicht Getreide kaufen, weil sie die erforderliche Waarenkenntniß nicht besitzen und befürchten müssen, daß sie schon beim Einkauf übervothteilt werden. Sind aber durch die Ufsancen einer Börse die verschiedenen Getreide-Typen (Weizen, Roggen, Hafer, Mais u. s. w.) allgemeingiltig festgestellt, so daß der Käufer in den Glauben gewiegt wird, er brauche sich um die Qualität der gekauften Waare nicht weiter zu bekümmern, und vollzieht sich die Uebergabe der Waare einfach in der Weise, daß dem Käufer ein Lieferschein, also ein Blatt Papier eingehändigt wird, das man nur in die Brieftasche zu stecken braucht, so können auch Personen, die nie in ihrem Leben auch nur ein einziges Getreidekorn gesehen haben und nicht einmal Weizen von Hafer oder Gerste zu unterscheiden vermögen, sich am Getreidehandel betheiligen und sich eventuell in die tollsten Spekulationen einlassen. Dadurch kommt aber ein irrationales Element in den Getreidehandel.

Wirkliche Kaufleute haben ihre eigene Meinung über die Bewegung der Preise und handeln danach. Wenn daher der Preis einer Waare zurückgeht, so wird der Rückgang bei denkenden Kaufleuten immer die Tendenz hervorrufen, den günstigen Preisstand zu benutzen und einzukaufen. Und eben so muß ein Steigen des Preises die Tendenz schaffen, den bescheidenen Gewinn zu realisiren und die Waare, die man billiger eingekauft hat, zu verkaufen. Auf diese Weise werden selbstverständlich die Preisschwankungen einigermaßen in Schranken gehalten. An den Terminbörsen zeigt sich jedoch — wie Rußland in seinem Werk hervorhebt — das Gegenbild dieser Erscheinung. Die unerfahrenen Outsiders, die an der Terminbörse mit Erfolg spielen zu können wähnen, haben meist keine eigene Meinung und thun deshalb das Selbe, was die Neulinge in einer Spielbank in der Regel thun: sie heften sich an die Fersen eines der großen Spekulanten und folgen blind

seinem Beispiel. Erfahren oder glauben sie, daß er kauft oder verkauft, so kauft oder verkauft auch der ganze Schwarm der Trabanten; und dadurch werden die Preisschwankungen, zum empfindlichen Schaden der Produzenten und der Konsumenten (der Landwirthe, der Müller und Bäcker), wesentlich verscharkt. Daß in den meisten Menschen lebende Streben, sich muelos zu bereichern, führt den Terminbörsen immer neue Theilnehmer zu; und je größer die Zahl dieser unerfahrenen Spieler wird, um so mehr verliert die Börse ihren Charakter als Versammlungsort für ernste Kaufleute, um so mehr wird sie zur Spielbank und um so irrationaler und nervosser springen die Kurse hinauf und hinunter. Der wirkliche und ernste Getreidehandel wird an der Terminbörse mehr und mehr vom bloßen Differenzspiel ubernuchert.

Dazu kommt dann ein Umstand, der aber allerdings keine spezifische Eigenthümlichkeit des Terminhandels, sondern des Handels überhaupt ist: nämlich die schon früher hervorgehobene Thatsache, daß jedes „Geschäft“, also auch jedes Kaufgeschäft ein Kampf ist, in dem jeder der beiden Kontrahenten alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, um den Sieg über den anderen Theil zu erringen. Ursprünglich oder prinzipiell — wenn man so sagen darf — spielt sich dieser Kampf nur zwischen zwei Parteien ab: zwischen den Landwirthen als Produzenten, die möglichst günstige Preise zu erlangen wünschen, und den Konsumenten (dem Brot verzehrenden Publikum), die jedoch, weil sie mit dem rohen Getreide nichts anzufangen vermögen, heute durch die Müller (und eventuell die Bäcker) repräsentirt werden und möglichst wenig zahlen wollen. Mit der Zeit schiebt sich zwischen diese beiden Parteien zwar der Getreidehändler, aber dadurch wird der Charakter des Kampfes nicht geändert, weil der Händler im Preiskampf dem Landwirth gegenüber die Rolle des Konsumenten übernimmt. Anders aber wird die Sache mit dem Aufkommen der Terminbörsen und der Spekulation in Getreide. An der Terminbörse verkehren nicht mehr ausschließlich wirkliche Getreidehändler, Müller und Landwirthe, sondern außerdem noch Spekulanten, die aus den Schwankungen der Preise Nutzen ziehen wollen und Getreide nur kaufen, um es gelegentlich wieder mit Vortheil verkaufen zu können. Die Borsenbesucher zerfallen aber immer in zwei Gruppen: eine, die kaufen, und eine zweite, die verkaufen will. Und da an der Terminbörse immer nur Getreide gekauft und verkauft wird, daß erst zu einem späteren Termin zu liefern ist, so haben die Kauflustigen, also diejenigen Spekulanten, die heute zu einem bestimmten Preis ein erst nach einiger Zeit zu lieferndes Getreidequantum verkauft haben und dieses Getreidequantum erst kurz vor dem Lieferungstermine einzukaufen beabsichtigen, ein wesentliches Interesse daran, daß der Preis des Getreides im Lieferungstermin recht niedrig stehe; diese Kauflustigen spekuliren deshalb *à la baisse*. Die Verkaufslustigen



dagegen, also die Spekulanten, die heute ein erst später zu lieferndes Getreide um einen bestimmten Preis gekauft hatten, wünschen lebhaft, daß der Getreidepreis zur Zeit der Lieferung recht hoch stehe, damit sie dieses Getreidequantum dann sofort mit Gewinn weiter verkaufen können; diese Verkaufslustigen spekuliren deshalb à la hausse.

So stehen an jeder Börse die Hauffe- und die Baiffe-Partei mit ihren entgegengesetzten Interessen einander gegenüber. Und natürlich begnügen sich diese beiden Parteien nicht damit, den ihrem Vortheil entsprechenden Stand der Preise zu „wünschen“, sondern jede ist bestrebt, de corriger la fortune, ist bestrebt, Alles zu thun, um den von ihr gewünschten Preis herbeizuführen und, wo möglich, die andere Partei — wie der technische Ausdruck lautet — „einzuzwickeln“. Die der Baiffepartei Angehörigen haben zu einem bestimmten Preis Getreidemengen verkauft, die erst nach einiger Zeit geliefert werden sollen, und hoffen, daß diese Getreidemengen kurz vor dem Lieferungstermin zu einem geringeren Preis zu haben sein werden. Wenn es nun der Hauffepartei gelingt, in der Zwischenzeit alle disponiblen Getreidevorräthe unbenutzt aufzukaufen, so ist die Baiffepartei „einzewickelt“, weil sie nun zum Lieferungstermin — um das versprochene Getreide zu erlangen — ungeheure Preise oder eben so hohe Reugelder zahlen muß. Hat sich wiederum die Hauffepartei zu weit eingelassen, zu große Mengen um einen hohen Preis angekauft und steht der Preis zum Lieferungstermine niedrig, so werden ihr zu diesem hohen Preis riesige Getreidequantitäten aufgehalst, die sie wegen des schlechten Preises nicht weiter verkaufen kann, sie wird also — weil nun sie „einzewickelt“ ist — hohe Reugelder zahlen müssen. So spielen sich an den Börsen oft die erbittertsten Preiskämpfe zwischen den Spekulantengruppen ab, die Getreidepreise schnellen, ohne Rücksicht auf den effektiven Bedarf und den Ausfall der Ernte, in der unverantwortlichsten Weise hinauf und hinunter und werfen alle Berechnungen der Landwirthe über den Haufen.

Die eben erwähnten Preiskämpfe spielen sich zwischen den Spekulantengruppen ab. Der Landwirth wird direkt von ihnen nicht berührt, wohl aber — und zwar mitunter sehr empfindlich — indirekt, weil in Folge dieser unmotivirten Preissprünge für den Landwirth der Verkauf seiner Ernte den Charakter des Lotteriespiels annimmt. Unabhängig von diesen Kämpfen der Spekulanten unter einander aber vollzieht sich der Kampf der Getreidehändler gegen die Landwirthe; und für diesen Kampf liefern die Einrichtungen des Terminhandels allerdings den Getreidehändlern sehr brauchbare Waffen.

Eine davon liefert die Aufstellung der Typen für die verschiedenen Getreidegattungen an der Terminbörse. Gegen die Aufstellung solcher Typen kann an sich gar nichts eingewendet werden. Man darf eben nicht vergessen, daß die großen Weizenmengen, die in den Welthandel gebracht werden, ein

Gemisch der verschiedenen Weizenquantitäten sind, die auf den verschiedenen Feldern des Bezugslandes gewachsen sind. Die Type repräsentirt also lediglich die allgemeingiltig festgesetzte Probe, der die einzelnen in den Handel gebrachten Weizenmengen entsprechen sollen. Diese an sich ganz sachgemäße und harmlose Einrichtung kann aber nach zwei Richtungen hin zur Benachtheiligung der Landwirths mißbraucht werden. Die Type gilt nur für die an der Börse gehandelten Getreidequantitäten und repräsentirt, wie gesagt, das Gemeng der verschiedenen Weizenquantitäten. Wenn aber der Getreidehändler die Weizenerten der verschiedenen Landwirths in seiner Gegend aufkauft, so kauft er eben keine landesübliche Mischung oder keinen Durchschnittsweizen, sondern er kauft den individuellen Weizen, den der Landwirth A und der Landwirth B auf seinem Landgute geerntet hat; und da kann es nicht ausbleiben, daß der Weizen des Herrn X besser, der des Herrn Y geringer sein wird als die Type. Herrsche strenge Gerechtigkeit, so müßte für den überdurchschnittlichen Weizen ein höherer Preis als der Börsenkurs bewilligt werden, während der Produzent des unterdurchschnittlichen Weizens sich einen Abschlag vom Börsenkurs gefallen lassen müßte. Diese zweite Eventualität wird wohl immer eintreten, weil der Aufkäufer sich beim Ankauf eines minderwerthigen Getreides jedesmal auf die Type und den Börsenpreis berufen wird. Dagegen liegt die Gefahr sehr nah, daß ein weniger gewissenhafter Händler — wenn ihm ein überdurchschnittlicher Weizen zum Kauf angeboten wird — von der Type wohlweislich schweigen und nur behaupten wird, er könne dem Landwirth unmöglich mehr geben als den letzten Börsenpreis. Und dieses Argument wird um so leichter durchschlagen, als speziell die kleinen Landwirths von den Einrichtungen des Terminhandels und insbesondere von der Existenz und der Beschaffenheit der usancemäßigen Typen wohl nur in den seltensten Fällen eine Ahnung haben dürften. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. An manchen Terminbörsen, die fast nur das Differenzspiel pflegen, werden — wie Rußland hervorhebt — die Getreidetypen absichtlich möglichst minderwerthig festgesetzt, um den effektiven Getreidehandel von der Börse thunlichst fernzuhalten und jedem Terminspekulanten alle Lust zu rauben, das effektive Getreide auch wirklich in Empfang zu nehmen. In solchem Fall ist der Landwirth begreiflicher Weise erst recht geschädigt, weil er für sein gutes Getreide nur den Preis erhält, der an der Börse für das minderwerthige usancemäßige Getreide festgesetzt wird.

Aus der Existenz der Getreidebörsen erklärt sich übrigens auch der Unterschied zwischen dem Vorgehen der mittelalterlichen und der heutigten Getreidespekulation. Der Gewinn des Händlers besteht immer in der Spannung zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreis und wird um so größer, je mehr es dem Händler gelingt, diese Spannung zu vergrößern. Und nach

dieser Richtung hin war die Lage des mittelalterlichen Getreidespekulanten von der des heutigen wesentlich verschieden. Daß auch der mittelalterliche Getreidespekulant von dem lebhaften Wunsch erfüllt war, das Getreide möglichst billig einzukaufen, kann bereitwillig zugegeben werden; doch standen ihm gewisse Schranken im Wege. Der zins- und frohnpflichtige Bauer hatte fast gar kein Getreide, das er verkaufen konnte; wollte also der Mann Getreide einkaufen, so mußte er sich an den Gutsherrn wenden; und diesem Mächtigen einen gar zu niedrigen Preis zu bieten, war im Hinblick auf die Hofhunde kein ganz gefahrloses Beginnen. Um so leichter aber war es, den Gewinn auf Kosten der Konsumenten zu realisiren. Der Spekulant brauchte nur das Getreide in der nächsten Umgebung aufzukaufen und konnte dann den Bewohnern der benachbarten Stadt die Getreidepreise willkürlich diktiert. Der heutige Getreidehändler dagegen kann den Getreidepreis für die Konsumenten nicht willkürlich hinauffegen, weil er an der Börse festgesetzt wird. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Versuchen, einen Getreidering zu schmieden; aber dieses Beginnen erfordert heute wegen der Vervollkommnung unserer Transportmittel so riesige Geldsummen, daß ein gewöhnlicher Sterblicher nicht leicht daran denken darf. Kann also der Gewinn nicht wohl auf Kosten der Konsumenten realisiert werden, so muß man trachten, ihn auf Kosten der Produzenten hereinzubringen. Das wird um so leichter, als heute auch die Bauern ihr Getreide zum Verkauf bringen und die Konkurrenz unter diesen Hunderttausenden von Produzenten sehr scharf ist.

Die zweite Möglichkeit, die der Terminhandel bietet, den Getreidepreis zum Nachtheil der Landwirthe zu drücken, ist die Abgabe von Papierweizen. Wie schon bemerkt wurde, wird heute das Getreide nicht in natura auf die Börse gebracht, sondern vollzieht sich der Kauf und Verkauf in der Form, daß der Verkäufer dem Käufer einen Lieferschein über das verkaufte Getreide einhändigt; und dieser Usus kann sehr leicht mißbraucht werden. Der Spekulant, der effektives Getreide einzukaufen beabsichtigt, braucht nur bedeutendere Mengen solchen Papierweizens auf den Markt zu werfen, um den Getreidepreis zu drücken, und benützt dann den niedrigen Preis, um nicht nur effektives Getreide von den Landwirthen zu kaufen, sondern obendrein auch seine papiernen Lieferscheine von seinen Agenten oder Freunden unter der Hand zurückkaufen zu lassen. Was Rußland über die speziell an den nordamerikanischen Terminbörsen vorkommenden Nachenschaften, durch die der Getreidepreis beeinflusst werden soll (Fälschung der Getreidestatistik, gefälschte Bitterungsberichte, gefälschte Nachrichten über angeblich große oder mangelnde Getreidezufuhren u. s. w.), mittheilt, lautet recht erbaulich. Allerdings sind alle diese Manöver nicht spezifische Eigenthümlichkeiten des Terminhandels. Ein großer Getreidespekulant, der Getreide von den Landwirthen zu billigen

Preisen erwerben will, kann auch größere Quantitäten von Effektivgetreide auf den Markt werfen, um den Preis zu drücken und dann die eben erwähnten Manipulationen durchzuführen; aber immerhin ist es viel bequemer und erfordert viel geringere Baarmittel, Papierweizen auf den Markt zu werfen, als etwa ganze Schiffsloadungen von Effektivweizen scheinbar zu  $\infty$  oder zu verschleudern.

Überblickt man das Gesagte und legt man sich nun die Frage vor, wer der stärkere Theil im Kampf um die Getreidepreise ist und wer demnach als der Sieger aus diesem Kampf hervorgehen muß, so kann die Antwort nicht schwer fallen. Im Prinzip oder an sich sind unbedingt die Landwirthe der weitaus stärkere Theil, denn sie sind die ersten und ausschließlichen Besitzer des gesammten auf unserem Planeten gewachsenen Getreides, und wenn sie es nicht hergeben wollen, so bekommen die Händler auch nicht ein einziges Getreidekorn in die Hand und können verhungern. Nur gehen Praxis und Theorie leider nicht immer Hand in Hand. Die Konkurrenz unter den nach Millionen zählenden Landwirthen ist aber groß, ihnen fehlt — wenigstens der breiten Masse — der kaufmännische Sinn und in ihrer Isolirung haben sie auch keinen Ueberblick über den jeweiligen Stand des Weltmarktes. Die Kaufleute dagegen sind beweglich und regsam und beziehen an den Getreidebörsen stündlich telegraphische Nachrichten über den wuthmaßlichen oder wirklichen Ausfall der Ernte und über den jeweiligen Gang des Getreidehandels in allen Theilen der Welt; es ist daher kein Wunder, wenn sie im Preiskampf sich als den stärkeren Theil erweisen.

Daß dies Alles den Landwirthen sehr unangenehm ist und daß sie auf jede Weise aus dieser unangenehmen Situation herauszukommen trachten, ist begreiflich; aber wenn sich ihre Angriffe gegen den Terminhandel kehren, dann sind — so möchte ich wenigstens glauben — ihre Bestrebungen an eine falsche Adresse gerichtet. Zunächst nämlich besteht — wie schon gezeigt wurde — das Wesen des Terminhandels darin, daß die Transaktionen in Getreide an der Börse in gewissen, durch die Börsenstatuten festgesetzten Formen abgeschlossen werden; und die Form, in die man die Kaufgeschäfte bringt, kann den Getreideproduzenten ganz gleichgiltig sein. Durchaus nicht gleichgiltig ist für sie aber der Umstand, daß das Getreide zum Gegenstande des Spekulationshandels geworden ist, weil durch die Spekulation, ganz besonders durch die Bethciligung unberufener Personen (des „großen Publikums“) an der Getreidespekulation, eine gewisse nervöse Unruhe, ein unmotivirtes Hin- und Hinunterschnellen in die Bewegung der Getreidepreise gebracht wird, das jede Berechnung der Landwirthe über den Haufen wirft. Wenn also überhaupt gegen den Handel Front gemacht werden soll, so sollte das Feldgeschrei der Landwirthe nicht lauten: „Kampf gegen den Terminhandel“, sondern: „Kampf gegen die Getreidespekulation.“

Zweitens aber — und Das ist das Entscheidende — ist die Benachtheiligung der Landwirthe in dem Umstande zu suchen, daß ihnen der Einfluß auf die Bildung der Getreidepreise durch die Händler genommen wurde, die ihnen heute die Getreidepreise diktireu. Und sie haben diesen Einfluß verloren, weil sie beim Verkauf ihrer Ernten vereinzelt auftreten und der erdrückenden Konkurrenz ihrer Berufsgenossen preisgegeben sind. Wollen sie ihren legitimen Einfluß zurückgewinnen, so müssen sie — und darin gießelt auch die Ansicht, die Rusland in seinem Buch vertritt — als geschlossene Körperschaft auftreten. Der Handel hat ja unstreitig seine volkswirtschaftliche Bedeutung und Berechtigung; doch muß er sich in seinen Schranken halten. Der Kaufmann hat die Aufgabe, zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten zu vermitteln. Er soll die Waare vom Orte der Produktion nach dem Orte des Konsums bringen; er soll ferner dem Produzenten die Waare abnehmen und sie so lange aufspeichern, bis der Konsument sie braucht. Die erste Funktion ist so lange gerechtfertigt, wie der Produzent und der Konsument von einander nichts wissen und nicht persönlich zusammen kommen können. Können sie, so ist jede Vermittlerthätigkeit entbehrlich geworden. Wird also eine mächtige Berufsgenossenschaft der Landwirthe gegründet, die im ganzen Land bekannt ist, so werden die Mäler nicht im Zweifel sein, an wen sie sich in zweifelhaften Fällen zu wenden haben. Und eben so wird es der Berufsgenossenschaft der Landwirthe möglich werden, die eingelieferten Getreidevorräthe ihrer Mitglieder zu übernehmen, aufzuspeichern und entweder sofort ganz zu bezahlen oder doch entsprechend zu beleihen. Damit wäre der für die Landwirthe so nachtheiligen Getreidespekulation der Boden unter den Füßen weggezogen.

Czernowiz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwachter.



## Das Grab der lieben Seele.

**N**ies verdorrte vor Hitze. Der Himmel indigoblau und wolkenlos. Nur dort — weit, weit in den Niederungen — ein blasser, zitternder Sonnenauch, von glühenden Strahlen durchschossen. Ein schwerer Duft von Neumahd und verbrühtem Nabelholz hängt in der Luft und kann, in dem Kecker der Berge gefangen, nicht fallen noch steigen. Es erstickt Einen ordentlich.

Dule und ich sitzen vor der Hütte. Die Wachholdersträucher werfen ihre düsteren Schattendreiecke über uns; kaum ein abgedämpftes Lichtbündel lassen sie auf das Unkraut zu unseren Füßen fallen.

„Was, Bruder? Die Schwüle heute!“ stöhnt Dule und lüftet das verschwitzte Hemd von seiner Bärenbrust. Dann nach einer Weile: „Sollte man da glauben, wie kalt es hier zu Zeiten sein kann?“

„Kalt, sagst Du?“

„Ja, kalt, mein Lieber! Wie Viele da im Gebirge so einen Winter über im Schnee zu Grunde gehn!... Hast Du die Gräber auf meiner Wiese gesehen?... Auf 'm Gang?“

„Ja.“

„Lauter Eingeschneite und Erfrorene! Bei uns hier in den Bergen, — ich sag' Dir, wie verhezt: Alles ist grimmig, hart und rauh und roh... hier oben; und unten im Thal erst recht. Auch die Menschen. Selten findest Du einen halbwegs Flüssamen. Wiebts doch Leute, die sich nicht einmal aus den Gerichten viel machen. Schau dort das neue weiße Kreuz an! Das ist auch das Grab von so Einem! Das Grab der lieben Seele!“

„Lieben Seele? Was soll das ‚lieben Seele‘?“

„Was soll das ‚lieben Seele‘!“ kreist Dule. „Das ist das Grab der lieben Seele!“ Er erhebt sich und weist mit ausgestrecktem Arm auf einen Sattel zwischen zwei Kluppen, wo ein Dorf durch die Bäume schimmert. „Siehst Du die große Spitze? Und die Kreuzsäule drunter? Das war das Haus der lieben Seele. Frage nur: Jeder wird Dir sagen, wer Das war: ein gewisser Nijo, ein alter Zinsbauer.“ Und ‚liebe Seele‘ hat man ihn geheißt, weil er auch Jeden so geheißt hat, Freunde und Feinde und Fremde, — zu Allen hat er gesagt: Liebe Seele.

... Vor 'ein paar Jahren kündigt ihm der Grundherr auf einmal den Pachtboden und siedelt darauf irgend einen hergelaufenen Militärrentner an. Eh... Eh... Was hat Das dem armen seligen Nijo angethan! Aber kannst Du was machen? Wenn die Grundherrschaft und das Gericht kommen und verlangen, daß er gehen muß? Er hat keine Leute gehabt, das urbare Land anzubauen; und Das ist ein Schade, sagt man ihm unten beim Gericht, für die Herrschaft und den Kaiser. Mein Lieber! Der Kaiser ist auch nur gut, so lange man ihm Steuer zahlt!

Früher war ja viel Gesinde da, — beim Nijo. Aber Alles ist ausgestorben und in diesem letzten Krieg, Gott weiß, wie, umgekommen. Nur er mit seinem Sohn ist geblieben. Da sprengen sie die Straße von Banjaluka nach Zajze und der Sohn zahlt's mit 'm Kopf! Mit Respekt: seine Witwe verheirathet sich nach Vokware hinaus und nimmt ihren Huten mit... Und so bleibt der arme Nijo zuletzt allein da wie ein Pfropfreis. Glaubst Du, er ist gutwillig von seinem Grund gewichen? Auf dem schon seine Eltern und Ahnen seit Menschengedenken in Erbpacht gewesen sind?

„Weh' Alter, pack' zusammen!“ sagen die Gendarmen. Er sitzt auf der Thürschwelle, den Kopf zwischen den Fäusten, und redet nichts und starrt nur den Boden an. „Weh' Alter, pack' zusammen!“ „Ich will nicht!“ Er fährt auf und reißt sich von ihnen los und fängt zu weinen an. „So weit ist's?“ fragt er. „Daß ich von meinem eigenen Lehn weg soll? Und die okulirten Bäume?“

\*) Der muselmanische Grundherr (Beg, Aga) bewirthschaftet sein Gut (Spahiluk) nicht selbst, sondern hat viele, oft Hunderte von christlichen Zinsbauern (Kmetovi) in Erbpacht darauf sitzen, die dem Staate das Zehent, vom übrigbleibenden Bodenertrag der Grundherrschaft ein Drittel abführen müssen.

Se? Und das Obst? Das viele Obst? Wo ich, ich doch Alles gezogen habe! Wem soll Das jetzt verbleiben? Dem Oesterreicher, dem Grenzer! Und mein Stolz, mein Enkel, liebe Seele, wenn er groß wird, soll zu dem Oesterreicher in Dienst gehn? Das darf nicht sein!

„Auf, Alter,“ rufen ihm die Wundarmen zu. „’s hilft Alles nichts, Du mußt: im Namen des Gesetzes. Von uns aus! Immer könntest Du hier bleiben. Aber das Gesetz ist gegen Dich!“

„Hör’ einmal, Herr Wundarm: laß mich doch noch ein, zwei, drei Jahre, bis meine Stolz ausgewächst. Ihr werdet sehn, wenn das Frühjahr kommt, wird Alles angebaut sein. Wir werdens aufackern, wir Zwei, ich und Stolz, für den gnädigen Herrn Kaiser und für die gnädige Herrschaft. Glaubts mir, liebe Seele!“ Und der Alte hängt sich dem einen Wundarmen an den Hals und weint wieder. . . Kann man Das ertragen, wenn so ein alter Mann weint?

„Herr“, jammert er, „laß nicht den Fluch auf mich fallen, daß ich meine Taufkerze ausgelöscht hätte; und meine Kindesfinder ohne ein Haus und Heim zurückgelassen, bei diesen bösen Zeiten. Liebe Seele, soll meine ganze Familie ausgeilgt sein, mein Blut und mein Stamm? Gott segne Dich, goldener Herr Wundarm!“

„Alter, wir können ja nichts dafür. Nimm doch Vernunft an! Das Gesetz wills! Wer sind wir?“

„Aber, Jesus, was ist’s für ein Gesetz, das den Leuten ihr Eigenthum wegnimmt?“ schreit der arme Greis und fällt auf die Knie. „Meine gute Erde! Meine gute Mutter!“ Und schluchzt und krampt sich an den Boden. „Meine gute Mutter! Laßt mich wenigstens auf meiner Erde ausweinen! Wie viel Schweiß hab’ ich schon auf sie vergossen! Stolz, liebe Seele: wir werden unser Recht suchen, wir werden bis Wien darum gehn. Ich find’ schon die Thür zum Kaiser. . .!“

„Alter, hör’ doch, in aller Heiligen Namen! Wenn Dein Stolz erwachsen ist, kriegst Du Dein Lehn wieder; dafür wird das Gericht schon sorgen. Jetzt aber steh auf und komm!“

„Muß es wirklich sein?“

„Ja! Im Namen des Gesetzes! Halt uns nicht länger auf.“

„Im Namen des Gesetzes. . . Da heißt’s gehorchen! Aber Herr Wundarm, liebe Seele, dann bitt’ ich Dich im Namen Gottes: gib mein Erbtheil wenigstens einem der Unseren, aus diesem verfluchten Land Einem; denn ein Oesterreicher, weißt Du, wenn Der einmal darauf sieht. . .“

Sie hören ihn gar nicht mehr an und führen ihn ab.

Im Thal unten nagelte ihm das Dorf aus alten Staffeln und Brettern so was wie eine Hütte zurecht; in fremden Häusern mochte er sich nicht herum-schlagen. Eine einzige elende Kuh hatte er. Das war der ganze Viehstand. Zu Michaeli pflegte ihm, wer halbwegs konnte, eine Multer Korn zu bringen und eine, zwei Handvoll Bohnen. Er wieder trug dem Dorf auf seine Weise ab: sagte uns die gebotenen Feiertage an; wann man arbeiten darf und wann nicht. An den Patronstagen betete er das Gloria vor und verläubete auf den Hochzeiten die Geschenke. Ein kluger Kopf überhaupt und redegewandt trotz einem Mönch, gefällig und bereitwillig. Kaum war Einer gestorben, war schon der alte Niso zur Leichenwäsche und Wache da.

Man hielt ihn sehr in Ehren. Nur dem Papen und dem Richter stand er nicht zu Geficht.

„Christenmensch, miß Dich nicht in meine Geschäfte“, sprach immer der Pope zu ihm; denn sonst — bei allen heiligen Bildern — wachst ich noch mit Dir zusammen und Einem von uns gehts nicht gut dabei. Wie sagt die Schrift? Eine Heerde, ein Hirt. So sagt sie.“

„Wenn mich aber die Leute fragen, liebe Seele? Da antwort' ich eben, so gut ich weiß. Was willst Du: Schindel liegt auf Schindel und die Menschen verlassen sich auf einander. Das ist der Lauf der Welt. Zur Hand bist Du auch nicht immer, liebe Seele; da mag ich recht und schlecht Feiertage ansetzen, damit die Leute nicht sündigen; denn Sünde und Fluch fällt wahrlich gerade genug auf den Glauben. Das Dorf hilft mir; und wenn ich ihm ein Wenig zu Dank bin: Das ist Unrecht sein.“

„Ich sag' Dir nur so viel, Christenmensch: Hände weg von meinen Angelegenheiten! Oer, bei Gott, ich bring Dich vor den Bischof und frage ihn, wer hier die Seelsorge hat: Du oder ich.“

Dem Richter wieder wars nicht Recht, daß die liebe Seele die Bauern vom Gericht abrebe.

„Kinder“, pflegte der selige Mijs zu sagen, „laßt nicht wegen jeder Kleinigkeit zu Gericht. Macht es hier zu Haus unter Euch aus. Denn wie ist es bei diesen österreichischen Gerichten? Lauter Bittschriften, Protokolle, Unkosten und Pfaster. — Kinder, das reine Verderben für Unserer! Manche sagen: Die türkischen Gerichte . . . Du liebe Seele . . . man hat auch dazumal sein Recht nicht gefunden. Geht es nicht suchen, löhnt Euch aus, gebt Euch einen Ruß und gut ist. Unser aller Recht liegt auf dem Amselfeld begraben. Kersto, liebe Seele, laß ein Wenig nach, Etwas auch Du, Merkan, liebe Seele . . . Gottes Segen darauf und Beiden ist geholfen.“

„Mijs, spiel' nicht die Amtsperson“, sagte bitterböds der Richter. „Wer hat hier den Vorßiß: Du oder ich?“

„Aber, liebe Seele, das Gericht will doch auch nicht, daß sich die Menschen immerfort streiten!“

„Mijs, ich warne Dich noch einmal! Blase nicht, was Dich nicht brennt. Das kaiserliche Inseigel ist bei mir —: es kann Dir schlimm ergehen.“

Da suchte die liebe Seele die Achseln und geht heim. Ist auch nicht mehr unter die Menschen gekommen. Zu Haus hat er geessen und geweint.

„Wenn nur mein Stole erst größer ist und wandern kann! Dann werden wir weit, weit fortgehn.“ So hat der Alte immer gesagt. „Ich kanns nicht mitansehn, wie sich dieser Oesterreicher auf meinem Theil breitmacht. Heimst mein Obst ein und rodet meinen Wald, — wo ich doch das Alles gepflanzt habe!“

Eines Tages hört man, daß Stoles Mutter gestorben ist. Der Greis wird jung darüber.

Auf Bierzig Märtyrer vor zwei Jahren sang' ich mit dem Aken an. Bis Mittag sind dritthalb Regen aufgerissen. Wir lassen die Ochsen aus dem Joch, ledig auf die Weide, und setzen uns zum Essen. Da kommt auf einmal der alte Mijs mit seinem Entel irgendwoher gestapft. Er merkwürdig guten Muthes.



„Sieh an, Dule! Hab ich Das auch erlebt!“ Und zeigt auf den Kleinen.  
 „Die Mutter ist ihm gestorben; er kommt zu mir um sein Erbtheil.“

„Wozin des Wegs, wenn Gott giebt?“ frage ich.

„Eh, jezt heißt's, das Lehn wiederkriegen. Er wächst mir auf, der Stole.  
 Da will ich bei guter Zeit vorsorgen. Denn wenn ich, so Gott will, heute oder  
 morgen die Augen schließe: wer soll ihm zu seinem Eigenthum verhelfen?“

„Mijo, Mijo, wenn Dir Das nur gelingt!“

„Wie sollt' es nicht? Es ist doch sein?“

„Bruder, der Grund ist nicht mehr Dein Pacht. Der ist schon auf den  
 Anderen umgeschrieben. Du und Stole seid aus den Büchern gelöscht. Der  
 Grenzer, der Oesterreicher, hat die Urkunden und hat auch die Rechte.“

„Urkunden! Rechte! Das sagst Du! Ich aber sag' Dir, liebe Seele: Stole  
 ist jezt groß geworden. Und wenn er groß geworden ist — Das hat mir der  
 Wundarm damals angelobt, so wahr ich hier stehe —, darf Stole wieder in sein  
 Elternhaus. Kein Gericht und kein Amt, das ihm's noch einmal nehmen kann.  
 Thun sie es doch, so will ich anpochen vom Bezirk angefangen bis hinauf zur  
 sarajewoer Regierung, wenn's sein muß, zum Kaiser selber.“

Wahrhaftig: er hats gethan! Alle Behörden hat er abgelaufen und ver-  
 schlossene Thüren gefunden. Um Petri Kettenfeier kehrt er mit dem Suben heim.

„Wo bist Du gewesen? Ueberall! Was hast Du ausgerichtet? Nichts!“

„Und jezt, Mijo?“ fragt man ihn.

„Nach Wien, geraden Weges nach Wien! Ich ging' auch noch weiter,  
 wenn ich wüßt', zu wem.“

„Und die Zehrung?“

Da rufe ich: „Leute, meine Meinung ist, daß das Dorf zusammensteuern  
 und die Kosten aufbringen muß', ruß' ich.“

Über der Pope und der Richter verbietens. Wer einen Kreuzer hergiebt,  
 sagen sie, wird von ihnen angezeigt.

„Kinder, Brüder,“ bittet der Alte unter Thränen, „darbt nicht um meinet-  
 willen, liebe Seelen. Ich habe meine Ruh' noch: die will ich zu Markte treiben.“

Am anderen Tag schlingt er ihr richtig den Strick um die Hörner und  
 will fort. Der kleine Stole mit ihm. Alle haben ihm abgerathen, denn der  
 Schneesturm war im Anzug und der Weg führt übers Gebirge.

„Liebe Seelen, ich kann nicht warten. Etwas ist in mir, das mich rußlos  
 macht“, giebt er zur Antwort.

Er hört richtig auf Keinen und geht. Geht und kommt nicht wieder. Er  
 und Stole. Auf dem Rückweg vom Markt sind sie eingeschneit.

Fünfundzwanzig Gulden haben wir bei ihm gefunden. Zehn dem Popen  
 für die Einsegnung und fünfzehn hat der Richter den kaiserlichen Keutern abgesetzt.\*

„Und wer hat ihm das Strabkreuz gesetzt?“

„Wer? Das Dorf! Das Dorf seiner lieben Seele.“

Rozarac.

Petar Gerasim Rotšitsch.

(Uebersetzt von Noha Noha.)



## Elektra.\*)

**E**ugo von Hofmannsthal giebt seiner „Elektra“ den Untertitel: „Frei nach Sophokles“; aber er läßt uns gerade dadurch nicht im Zweifel, daß er sich der Kunst völlig bewußt war und daß er uns ein Neues geben wollte. Vielleicht hätte er besser gethan, diese Bemerkung im Titel zu unterlassen. Er sah eine Fabel, die der Tragödie des Sophokles gleich, vor seinem inneren Auge sich abspielen; er wollte vielleicht ursprünglich die selbe Fabel sehen, aber sie gewann unwiderstehlich eine neue Form und dieser wollte er Ausdruck geben. Und wenn ihm im Augenblick der Konzeption vielleicht auch der Gedanke lockend gewesen, eine „moderne“ Elektra zu schreiben, so hat er diesen Gedanken bei der Ausführung sicherlich vergessen. Mit visionärer Kraft hat er das Schreckliche geschaut und wiedererzählt, wie ein Dichter unserer Zeit es schauen und erzählen mußte. Bei der Vollendung des Stils, der furchtbaren dramatischen Spannung, den außerordentlich schönen Versen und Bildern hat er uns eins der ergreifendsten dramatischen Werke gegeben, die in jüngster Zeit auf deutschen Bühnen erschienen sind . . . Dadurch, daß sein Drama kritisch behandelt, einen der interessantesten ästhetischen und kunsthistorischen Vergleiche möglich gemacht. Gerade weil sein Werk mit dem des griechischen Dichters, dessen Namen er citirt, im Wesen nichts gemein hat als die Anregungen und ihm doch in allem Unwesentlichen so ähnlich scheint — weil beide Werke aus gleichen Eindrücken entsprungen sind und im Ausdruck einen gewissen Parallelismus zeigen —: gerade darum läßt sich an ihnen zeigen, was die Epochen und ihre Dichter von einander scheidet.

Es ist die selbe Legende, aber nicht anders erzählt, sondern etwas Anderes aus ihr erzählt. Aus der Tragödie dieser Menschen werden ganz andere Elemente gezogen, ja, ihre Tragödie selbst liegt für den modernen Dichter in wesentlich anderen Momenten als für den Griechen und mit ganz anderen Mitteln sucht er den Eindruck ihres Schicksals in uns hervorzurufen. Und je mehr wir seine „Elektra“ mit der griechischen vergleichen, um so mehr werden uns tiefe Vorgänge in uns selbst und wieder andere aus jenen fernen Zeiten, psychische Phänomene, die wir nur ahnen und andeuten können, klar.

Wehr vielleicht noch als in ihrer erschütternden Tragik, als in ihrer dramatischen Wucht, in ihren wunderbaren Bildern und Gedanken liegt die Herrlichkeit der griechischen Dichter in der Vollendung ihrer Sprache, in einer Schönheit,

\*) Unter dem Titel „Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte“ erscheint in diesen Tagen ein Buch des jüngsten Dantebiographen Dr. Karl Federn. Da nach der „Elektra“ des Herrn von Hofmannsthal nun auch die sophokleische in Berlin aufgeführt werden soll, wird der Vergleich der alten und der neuen Behandlung des Stoffes Manchen gerade jetzt vielleicht interessieren. Deshalb wird hier aus einem Aufsatz, der diesen Vergleich durchzuführen versucht, ein Bruchstück veröffentlicht. Das Buch, das bei Georg Müller in München erscheint, bringt Essays über Shelley, Meredith, Wassermann, Gabriele Reuter, über Dantes Verhältnis zum Subjektivismus und mancher andere lehrwürdige Stück.

die nur kennt und genießen kann, wer sie in der Ursprache liest: in der außerordentlichen Uebereinstimmung von Klang und Sinn, durch die die vollkommenste Stimmung der Psyche durch das physische Mittel hervorgerufen wird. Wer einen Chor der griechischen Tragödie nicht im griechischen Urtext lesen kann, kommt um einen der vollkommensten und herauschendsten ästhetischen Genüsse, den die Uebersetzung nie gewähren kann, weil in der anderen Sprache eine andere musikalische Stimmung liegt und eben jene wunderbare Harmonie verloren gehen muß, die, wie ich glaube, den höchsten Reiz und die Vollenbung der griechischen Poesie bewirkt. Und wahrscheinlich können auch wir — bei den dürftigen und ungewissen Vorstellungen, die wir vom griechischen Theater haben — nicht ermessen, wie sehr durch das Zusammenwirken von Musik und Gesang oder gesangähnlicher Rezitation und Tanzbewegungen jener formal-ästhetische Eindruck ins Dionysische gesteigert wurde.

Denn diese Kunst war Religion. Aus der Sphäre des Menschlichen traten die Helden der attischen Tragödie heraus. „Den mächtigen Ernst des heroischen Grabesdienstes verräth uns die Tragödie,“ sagt Jakob Burckhardt. „In den ‚Ehoephoren‘ des Aischylos ist von Anfang an der im Grabe lebend, ermutigend, schühend gedachte Agamemnon eine mitzardelnde Kraft, ohne welche die ganze Fabel nicht zu Stande käme.“ Aber dieser Agamemnon war für die griechischen Zuhörer keine bloße mythische Gestalt wie für uns. Die Wespenster großer schühender Wesen, deren schattenhafte Nähe geglaubt ward, standen auf der Bühne. Wir können die ungeheure, halb ästhetische, halb liturgische Wirkung dieser syenischen Darstellungen nur entfernt ahnen.

Verkehrte doch Sophokles, der Verfasser, nach dem Glauben seiner Zeitgenossen und Nachfahren selbst mit Göttern und Heroen, die ihn nicht nur in Träumen, die ihn höchst persönlich in seinem Hause besuchten, und nicht zum Wenigsten deshalb wurde er nach seinem Tode selbst als Heros — also etwa gleich einem Heiligen des Mittelalters — verehrt. So nah stand damals noch die Gottheit den Menschen, so lebten sie noch im Mythos, aus dessen fluthender Masse die Dichter ihre Stoffe wählten und gestalteten.

So, in der feierlichsten aller Formen, eine wohlbekannte Legende vorträgend, eine Geschichte, die jeder Zuhörer von Kindheit an tausendmal erzählen, singen und rezitiren gehört, eine Geschichte noch dazu aus der verhältnißmäßig nahen Vergangenheit des eigenen Volkes: da konnte, mußte der Dichter sich vielfach mit bloßen Andeutungen begnügen; denn er knüpfte in den Seelen seiner Zuhörer an eine Menge von Erinnerungen und entgegenschlagenden Empfindungen an und zahllose Fäden verbanden sein Werk mit ihrem Gemüth, die für uns hoffnungslos zerrissen und verloren sind. Und was ihn an seinem eigenen Werk wesentlich interessirte, waren ganz bestimmt weit weniger die Schicksale und die Psychologie der Personen, sondern wiederum das feierliche und geheimnißvolle Gebiet, aus dem diese quollen, die Woge, die die ganze Aktion trug, das Gespinnst der unerbitlichen Noira, die in einander sich schlingenden Fäden menschlichen Thuns und göttlichen Waltens. Darum vermochte er auch alle Elemente seiner Dichtung in einer so unerreicht harmonischen Fluth von Versen auszulösen und zu konzentriren. Wenn er dennoch die Menschen mit außerordentlicher Wahrheit darstellte, so war es, weil er die Intuition des großen Dichters

befah; aber sicherlich war das Interesse an ihnen nicht das erste treibende Agens in seiner Seele, als er sie schuf.

Diese Vermuthung wird nur bestätigt, wenn wir die drei uns erhaltenen antiken Personifikationen der „Elektra“ vergleichen. Viel mehr als die „Elektra“ des Sophokles sinkt die des Aischylos in den Kristallgrund der Tragödie zurück; sie scheidet sich kaum aus der schimmernden Fluth ihrer Verse; sie ist fast nur die Hauptsprecherin des Chores. Man hat die „Choeophoren“ mit Recht einem Singspiel verglichen, in dem die handelnden Personen kaum individualisirt sind. Dagegen ist die spätere „Elektra“ des Euripides aus der heroischen Sphäre in die gewöhnlich menschliche gezogen; allerdings ist auch von der Tragik und Größe der sophokleischen „Elektra“ in diesem unsympathischen Stück wenig geblieben. Was Euripides bewog, die Tragödie so zu bearbeiten, wissen wir nicht. Er ist mit seinem für unseren Geschmack mißglückten realistischen Versuch in manchem Sinn der wirkliche Vorläufer Hofmannsthals gewesen.

Das Moment, das beim Schaffen des modernen Dichters die Hauptrolle spielt, ist das psychologische. Dieses intensive Interesse an der Psyche und nicht am Schicksal, das ihm lediglich eine Effloreszenz der Seele ist, scheidet ihn von der Antike. Mehr noch vielleicht scheidet ihn sein Stil, der bei allem Lauschen auf die Klangschönheit der eigenen Sprache immer ein impressionistischer bleibt.

Er sieht das Drama „Elektra“ an sich vorüberziehen; da fesselt ihn vor Allem, was in diesen graudünnen Seelen vorgeht. Welch ein Leben führen sie auf ihrem Königshof zwischen den alten lykloischen Mauern, zwischen ihren Sklaven und ihren Kindern? Was führte sie zu so fürchtbaren Ereignissen? Wie wuchsen die Schatten der Dinge in ihren Seelen? Wie gingen die Ereignisse vor sich, wie wirkten sie auf die Menschen zurück, was hofften, was fürchteten sie, was fühlten ihre Nerven? Das, was in diesen Menschen zitterte und sie verzehrte, will er durch seine Kunst mit gleicher Heftigkeit in unseren Seelen nachzittern lassen.

Hofmannsthal hat nicht etwa moderne Menschen aus den Helden des Sophokles gemacht. Sie sind vielleicht in einem Sinn — man könnte das Paradoxon aussprechen — griechischer als die des Sophokles selbst; es sind wahrhaftigere Griechen der Urzeit. Es sind Griechen, geschaut mit moderner Psychologie und modernem kulturhistorischen Wissen. Mit einer Anzahl hoher Konventionen, von denen unsere Bildung erfüllt ist, muß hier gebrochen werden; „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urtheils“ nennt, „die jemals vorgekommen“, und an deren Stelle er den „hellenischen Pessimismus“ und ihren „Willen zum Dämonen“ setzt. Es war überhaupt nur der finstere Hintergrund der mittelalterlichen Anschauung, die Betonung des Höchlichen und Niedrigen im Leben, um das Jenseits zu verherrlichen, die in der Zeit unserer Klassiker jene Täuschung aufkommen ließ. Dem mittelalterlichen Kultus des Leidens und der Marter gegenüber mochte eine gewisse Heiterkeit selbst die griechische Tragik überstrahlen. Aber die Griechen, die dieses Leben priesen, das so kurz währte und auf das ein ewig trauriges Schattendasein folgte, und die im Leben selbst stets den Reiz der Götter und die Geißel der Schicksalstöchter über sich fühlten, waren keine glückseligen Menschen. In der „Alkestis“ weigert der greise Vater sich,

für den Sohn zu sterben, und spricht die sehnsüchtigen Worte: „Süß ist das Licht des Gottes, o wie süß!“ Das ist die griechische Heiterkeit, durch die, wie durch dieses ganze schöne Drama des Euripides, eine lange Totenklage klingt.

Und eben so wie die Fabel von der „Heiterkeit“ muß die von der „Marmorhaftigkeit“ der Griechen fallen, die man sich durchaus nicht als wandelnde Statuen, die nur in Hexametern sprachen, zu denken hat. Wir müssen sie uns vielmehr als leidenschaftliche Südländer und eine Volksversammlung auf der Agora weit ähnlicher einer Versammlung von Südfrenzojen oder Italienern als einem selbstbeherrschten englischen Meeting vorstellen. . . Wir müssen uns insbesondere die homerischen Griechen vorstellen als ein Volk, das eben die Stufe der Barbarei verlassen und Ackerbau zu treiben begonnen hat; ein noch halbwildes Volk, aber mit unendlichen Talenten begabt. Das Volk der Griechen ist das Wunderkind der Menschheit. Auch die anderen Stämme schmiedeten Waffen, woben Zeuge, brannten Gefäße, sangen zu ihren Festen Verse; aber durch ein erstaunliches natürliches Talent getragen, schmiedeten die Griechen jene Waffen, deren Linien in uns ein merkwürdiges, halb feierliches Wohlgefühl erregen, trugen frei in schönen Falten fallende Zeuge, brannten Gefäße in den einfachsten, dem Zweck entsprechendsten Formen, sangen Verse von wunderbarem Klang. Das ändert nichts daran, daß diese großen Könige in unserem Sinn nichts weiter als große Hünptlinge waren: Odysseus pflügt und Telemach treibt die Rinder aufs Feld, Theseus und Peirithoos sind Viehbleibe und Könige von Hirten und kriegerischen Bauern. Wir müssen ihrer orgiastischen blutigen Riten gedenken, der Menschenopfer und der nicht minder wilden Thieropfer, ihres schrecklichen Wespenerglaubens, ihrer Totenbeschwörungen, ihrer unerbittlichen Rachsucht, ihres entsetzlichen Hasses und ihrer Grausamkeit. . .

Und daraus mußte der moderne Dichter, der in die Seelen dieser Menschen schaute, etwas ganz Anderes gestalten als der Grieche, als etwa Euripides, dem gerade dies Alles nicht auffiel, weil es für ihn das alltäglich Gewohnte, dem eigenen Gemüth Entsprechende war. Nicht nur ein „kunstreiches Gebäude von Frevel und Fluch und Jammer“, wie die griechische Tragödie es war; kein feierliches Schicksalsdrama, wie es alle Dramen des Aischylos und Sophokles mehr oder minder sind, sondern ein psychologisch historisches Bild aus der hellenischen Urzeit in einem Schleier wunderbarer Verse.

So konnte er das Drama des Sophokles Szene für Szene nachbilden und es doch völlig neu schaffen. Jedes Motiv der antiken „Elektra“ ist benützt; auch die Elektra des Aithener ist von der gleichen dämonischen Rachgier erfüllt, auch ihre Mutter klagt, daß die Tochter ihr „täglich das Blut aus der Seele schlürft“; auch sie ruft beim Nord der Mutter in grausamer Ekstase: „Weiß sie zweimal, wenn Du kannst!“; auch sie höhnt den ahnungslos heimkehrenden Agamemnon mit triumphirendem Haß; auch sie ward mißhandelt und verachtet, erzählt von Hunger und Schlägen, die sie erduldet. Aber das Alles ist in großen Zügen angedeutet; dem Dichter, dem es um das Individuum wenig zu thun war, konnte die Andeutung genügen. Der moderne Dichter versenkt sich gierig in das Weben dieser Seele und auch in das äußerliche Leben, das diese Seele mit Eindrücken füllte; er will die Details dieses Daseins sehen und wissen: ihr Leben auf dem Königs Hof, ihr Verhältnis zu den Mägden; er sah, wie das Schauderhafte, das

Zusammenleben der Mutter mit dem Mörder des Vaters, allmählich vergiftend das jungfräuliche Gemüth aus den Fugen reißen mußte, und er überträgt den Eindruck von der Dual dieses Daseins mit allen Mitteln auf uns.

Dann aber nahm er mit der sophokleischen Elektra große Veränderungen vor. Da es ihm um menschliche Antithesen zu thun war und nicht um solche des Schicksals, so nahm er ihre Züge, die Sophokles ihr gelassen. Die antike Elektra beklagt ihr Los als Weib: „Die ohne Kinder zu Grunde geht, der kein liebender Gatte zur Seite steht!“ Diese und ähnliche Dinge nahm ihr Hofmannsthal und bildete aus ihnen die wunderschöne Gestalt seiner Chrysothemis, so verächtlich schwach neben der furchtbaren Schwester und doch wieder so süß weiblich neben ihr. Diese Chrysothemis ist seine eigenste Schöpfung, denn die Chrysothemis des Sophokles ist überhaupt nur angebeutet, ist nur eine Folie für das Schicksal der Elektra. Dadurch aber gewann auch die Elektra ein ausgeprägteres Wesen, als ein Geschöpf, dessen Leib verwelkt ist, dessen reiche, starke Seele ausgezehrt wird von den Schauern ihres Schicksals, dem nichts geblieben ist als die leidenschaftliche und zur visionären Inbrunst gesteigerte Kindesliebe und der Durst nach Rache. Eben so versenkte er sich in die Klytaemnestra, die übermüthige und lustig-gleichgiltige, wenig charakterisirte des Sophokles, und schuf sie zur halbbarbarischen Königin der mykenischen Vorzeit um: mit ihrem bleichen Gesicht, ihren schauerlichen Erinnerungen, ihren Amuletten, ihrer Hoffnung auf Bräuche und Beschwörungen.

Und völlig griechisch historisch ist auch das Eingreifen des Schattens, den Elektra allabendlich erscheinen sieht, der um das Haus der Attiden schwebt. So griff er bereits im Drama des Aischylos ein und im „Agamemnon“ des selben Dichters sieht Kassandra bei ihrem Eintritt die blutigen Kinderschatten der geschlachteten Söhne des Thyest um das Haus schweben. Nur läßt Hofmannsthal wieder impressionistisch uns die graufige Nähe des Gemordeten fühlen, indem er uns zu Zeugen der Vision der Elektra macht, wie er später die Drohungen der Tochter zu der furchtbaren Szene steigert, in der er sie der Mutter ihre Ermordung schildern läßt, und die Aufforderung an die Schwester, ihr bei der Rache zu helfen, zur hypnotischen Beschwörung. So zieht er die zuckenden Nerven in den Seelen des fluchbeladenen Geschlechtes ans Licht und läßt sie vor uns vibriren. Und während er dem Aufbau des großen griechischen Dramatikers zu folgen scheint, läßt er uns in jeder Szene in der That ganz etwas Anderes schauen. Aus der übermenschlichen Perspektive griechischen Heroenthumes hat er diese Tragödie der Blutrache in eine menschlich-psychologische Sphäre gerückt.

Da fehlt viel, was die Dichtung des Atheners wie ein tönendes Jewel durch die Jahrhunderte funkeln und klingen ließ. Da ist viel Bedeutames, Neues geboten: Verse von einer verschleierten Schönheit und Bilder von brennender Intenstität; viel innig Menschliches ist hier ausgesprochen und in knappen Zeilen sind fremdartige und doch vertraute Gestalten geschaffen. Vor Allem aber erschütternde Szenen und gesteigerte Seelenstimmungen.

... Nichts wäre verkehrter als quantitative Vergleiche anzustellen, wo etwas qualitativ Neues gegeben wurde. Es ist genug, zu sagen, daß die Schöpfung dieser neuen Form mit der Meisterchaft eines lebenden Dichters geschehen ist.

Dr. Karl Federn.



## Notizbuch.

**O**berst Dürr, der zum Kommandeur der nach Südwestafrika entsandten Truppen auserselien war, ist schnell wieder heimgekehrt. Ein altes Herzleiden soll ihn zu schleuniger Rückfahrt gezwungen haben. Er sagt es selbst; und scheint nicht zu fühlen, daß diese Darstellung weder für ihn noch für die ihm vorgesetzte Behörde günstig wirken kann. Ein Offizier, der sich für den Kolonialdienst meldet und auf dem Schlachtfelde dann, weil ein altes Leiden ihm beschwerlich wird, am Tage der Entscheidung den Posten verläßt, hätte damit bewiesen, daß ihm die dem Befehlshaber nöthige Voraussicht fehlt. Und eine Militärbehörde, die in kritischer Zeit das Kommando einem Manne überträgt, dessen Gesundheitsverhältnisse sie nicht geprüft hat, und zu spät erst erfährt, daß der übers Meer Gesandte in dem Klima seines Kommandobezirkes nicht zu leben vermag: eine solche Behörde wäre allzu glimpflich behandelt, wenn sie nur verhöhnt würde. Sehr glaublich klingt die Geschichte nicht; glaublicher eine Version, die im Berliner Tageblatt erzählt wurde, offenbar aber nicht im Südwesten der Hauptstadt entstanden war. Oberst Dürr, hieß es da, war dem Kaiser empfohlen worden, wurde plötzlich zum Chef des Expeditionscorps ernannt und reiste, mit einem aus sechs älteren Offizieren bestehenden Stab, nach Swakopmund ab. Oberst Leutwein war von der Ernennung weder benachrichtigt noch des Kommandos entkleidet worden. (Unter Caprivi gab es vierundzwanzig Stunden lang bekanntlich zwei Gouverneurs von Kamerun; jetzt hatten die in Südwestafrika kämpfenden deutschen Truppen zwei Oberbefehlshaber, die Beide rito ernannt waren.) Leutwein, der im Dienst Ältere, kennt das Land genau, das Dürr zum ersten Mal betritt, und bleibt für die Operationen verantwortlich. Da er in den unglücklichen Kämpfen gegen die Hereros viele Offiziere verloren hat und Ersatz braucht, löst er Dürrs Stab auf und vertheilt die Offiziere an die einzelnen Detachements. Und da er sich nur von einer einheitlichen Aktion Erfolg verspricht, löst er auch das Expeditionscorps auf und benutz die Mannschaft zur Ergänzung der gelichteten Kolonnen. Dürr hatte noch den Titel, doch nicht mehr die Macht des Kommandeurs und erbat Urlaub; nicht von Leutwein, sondern direkt vom Reichsmarineamt. Deshalb wußte das Kolonialamt auch nichts von dem Urlaubsgesuch. Die Geschichte wäre höchst lustig zu nennen, wenn sie nicht zeigte, wie weit auch auf dem militärischen Gebiete die Desorganisation schon gediehen ist. Die Maßgebenden scheint Südwestafrika noch immer nicht zu interessieren. Die auch hier erwähnte Behauptung, Herr von Podbielski habe an dem Tage, der die Hottentotten von Omsikoloroto brachte, einen Ball gegeben, war zwar falsch; aber die Gemüthsruhe der Exzellenzen ist durch die Vorgänge, deren Schauplatz Südwestafrika war, nicht gestört worden. Deutsche Menschen sind getödtet, deutsches Eigenthum ist vernichtet, die Arbeit langer Jahre verloren und die überlebende Mannschaft von Seuchen bedroht: in der Heimath werden Feste gefeiert und der Herr Kanzler reist im Lande umher und hat Zeit, bei Einweihungen und Enthüllungen Statistendienst zu thun. Nicht genug Menschen und Pferde hinübergeschickt? Leutwein hat ja nicht mehr verlangt. Dürr und Glaserapp waren ungeeignet, weil sie in ihnen gänzlich unbekannte Verhältnisse kamen? Alles will eben gelernt sein. Ein Skandal, daß unseren Offizieren drüben von einer deutschen Behörde Zollschwierigkeiten gemacht werden? Jemand ein Subalterner trägt die Schuld. Die Leute sind um Ausreden nie verlegen. Nur können sie die leider auch dem Ausland sicht-

bare Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß alle für die Vorbereitung und Führung dieses Kolonialkrieges verantwortlichen Instanzen völlig versagt haben. In England, in Frankreich sogar könnte eine so unfähige Regierung nicht drei Tage mehr leben; bei uns darf man ihr, ohne ausgelacht und bespöten zu werden, Hymnen singen. Der Reichstag konnte helfen. Er hatte die Pflicht, die Verantwortlichen so derb anzupacken, daß ihnen Hören und Sehen verging, und die rasche Sendung einer ausreichenden Trappenzahl zu erzwingen. Aber wer mag denn die guten Beziehungen zu freundlichen Herren gefährden, die, wo sie nur können, gefällig sind? Nicht einmal angemessene Entschädigungen hat der Reichstag den Landsleuten bewilligt, die drüben um die Frucht mühsälliger Arbeit gekommen sind; zwei lumpige Millionen wirft er als Almosen den Männern hin, die am Grab geliebter Menschen, am Grab ihrer Lebenshoffnung stehen. Als Almosen? Rein: als Darlehen, das zurückgezahlt werden muß. Und eine Regierung, die diesen Beschluß nicht ertugelbietet, sondern eigentlich herbeigeführt hat, erdreistet sich noch, von England Ertrag für den im Burenkrieg vernichteten deutschen Besitz zu fordern. . . Doch zage nicht, Deutscher: für wahrhaft große nationale Aufgaben haben wir immer Geld. Zwei Millionen zwar nur für unsere Kolonisten, fünf Millionen und eine halbe aber für ein in Posen zu bauendes Kaiserthron, das in zehn Jahren vielleicht fünfzehn Tage lang bewohnt sein und sonst leerstehen wird. Warum nicht? Das Geld, das zur Förderung ostmärktlicher Industrieanfänge nützlich zu verwerthen wäre, ist ins Wasser geworfen? Unsinn; es giebt die Möglichkeit zu zwei Festen: Grundsteinlegung und Einweihung. Und so viel kann Südwestafrifa, selbst wenn es sich wieder beruhigt, nicht fürs Vaterland leisten.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„Das Artikelchen ‚Jesuiten und Marianer‘ hat mir zwei Briefe eingebracht. Ein Herr in Sachsen, der in Argentinien gewesen sein muß, schreibt, in Buenos Aires gelte das dortige Kaufhaus Ciudad de Londres und die Dampferlinie Messageries Maritimes für Eigenthum der Jesuiten. Und ein in Buenos Aires wohnender deutscher Ingenieur schreibt, die von Santa Fé nach Reconquista führende Eisenbahn werde allgemein das Jesuitenbähnle genannt. Die Frachtsätze seien auf dieser Bahn nicht niedriger und die Behandlung der Angestellten sei schlechter als auf den übrigen Bahnen. Genauere Auskunft könne Herr A. Matschnig, Mitarbeiter des Argentinischen Tageblattes, geben. Der Herr fährt fort: ‚Daß Ordensgesellschaften Geschäfte machen und Strohmänner vorschicken, dürfte wohl nicht bezweifelt werden. Aus Gelsenkirchen in Westfalen erinnere ich mich eines Mannes, dessen Häuserkäufe — sie sind über das Dupend hinausgegangen — gerade in der Zeit angingen, wo ein Sohn von ihm in einen Orden eingetreten war.‘ Daß die Orden Vermögen haben müssen, um ihre Mitglieder und ihre mehr oder weniger gemeinnützigen Institute zu erhalten, versteht sich von selbst; und wenn ein Orden, der einst in Paraguay so glänzende wirtschaftliche und Verwaltungtalente entfaltet hat, sich in modernen Formen des Erwerbes versucht, so ist nach der von Harden in dem Artikel ‚Die Jesuiten‘ entwickelten Kompromißtheorie trotz dem Namen Gesellschaft Jesu und dem Ideal der evangelischen Armuth nichts einzuwenden. Doch würde ich als Jesuitengeneral offenen und Jedermann sichtbaren Erwerb vorziehen, um nicht dem allgemein verbreiteten Glauben Vorschub zu leisten, daß die Jesuiten eine im Dunkeln schleichende Gesellschaft seien. Sollten aber alle argentinischen Nuthmaßungen unbegründet sein, so würde ich sie, als Jesuit, von Zeit zu Zeit in öffentlichen Blättern wider-



legen, nicht mit einer bloßen Ablehnung oder mit dem Hinweis auf Duhes Jesuitenfabeln. Denn die Herren können doch nicht allen Zeitungslesern zumuthen, daß sie sich dieses Buch und dann auch noch alle Nachträge und neuen Auflagen anschaffen. Vielleicht denken sie: Wir mögen so schuldlos sein, wie wir wollen, und unsere Schuldllosigkeit so unwiderleglich beweisen, wie wir können: die Gegner werden niemals an unsere Schuldllosigkeit glauben; und wir mögen so schuldig sein, wie wir wollen, und unsere Schuld auch gar nicht zu beschönigen versuchen: die eifrigen Katholiken werden in der Ueberzeugung von unserer Integrität und Würdigkeit niemals wanken. Damit hätten sie wahrscheinlich Recht; und daraus geht auch hervor, wie überflüssig und zwecklos es ist, wenn sich ein eben so unparteiischer wie unbefugter Dritter in den Streit mischt. Aber man macht sich eben doch über die Dinge, die in der Welt vorgehen, seine Gedanken und sählt sich manchmal gedungen, sie auszusprechen, wenn man dadurch auch an dem Lauf der Welt nicht das Mindeste ändern kann.“

Herr Dr. von Ehrenwall, der Leiter der Kuranstalt Ahrweiler, schreibt mir, Prinz Eroy gehöre nicht mehr zu seinen Patienten, sondern habe, als er von einer Nervenkrankheit geheilt war, die offene Anstalt verlassen. Zum Aufenthalt des Prinzen Prosper Arenberg sei die Anstalt gewählt worden, „weil sie zu den besteingerichteten Deutschlands gehöre und als solche den Verwandten und dem Vormund empfohlen wurde. Dazu kam, daß sie in der Nähe des Wohnsitzes des Vormundes liegt, was in diesem Fall besonders gewünscht wurde, damit der Vormund den Patienten so oft wie möglich und nöthig besuchen kann. Das ist das ganze Geheimniß.“

Herr Dr. Richard Brede, der, als Präsident des Vereins deutscher Redakteure, den dritten Redakteurtag nach Magdeburg einberufen hat, schreibt mir, gegen die Aeußerungen, die hier, nach dem Berichte der sozialdemokratischen „Volksstimme“, neulich erwähnt wurden (Vorschlag, von der Aufführung tantiemefreier Stücke Prozente für Journalistenklassen zu fordern, Hinweis auf die Reklame, die Theatern täglich in den Zeitungen gemacht wird), sei von ihm und zwei anderen Herren lebhaft protestirt worden. Er habe an die Mißstände erinnert, die sich, namentlich in Provinzstädten, oft aus der Annahme von Freibillets ergeben, und als warnende Beispiele die Vorgänge erwähnt, deren Schauplatz der Verein Berliner Presse in den letzten Jahren war; und er habe ferner gesagt, kein Rechtsgrund spreche dafür, die Journalisten an den Einnahmen tantiemefreier Theaterstücke prozentual zu theiligen.

„Der Kronprinz auf der Hochbahn. Am gestrigen Montag, nachmittags gegen vier Uhr, fand sich Kronprinz Wilhelm in Begleitung mehrerer Offiziere auf dem Unterpflaster-Bahnhof Potsdamer Platz ein und bestieg alsdann den um 3,55 nach dem Westen abfahrenden Hochbahnzug. Da sein Erscheinen nicht angemeldet war, so hatte sich Niemand von der Direktion zur Begrüßung einfinden können. Natürlich wurde der Kronprinz von den Beamten und dem Publikum erkannt und chrebtichtig begrüßt; er benutzte den Hochbahnzug bis zur Station Zoologischer Garten, wo er mit seinen Begleitern ausstieg.“ Das wird heutzutage in Spreerhngang gedruckt.

Weißt Du, lieber Leser, welche Herren Besitzer der Zeitung „Die Post“ sind? Ich will Dir's sagen. Die Herzoge von Ratibor und von Trachenberg, die Fürsten von Pleß und von Stolberg-Wernigerode, Graf Malgen-Militsch, Freiherr Lucius von Balkhausen, die Landtagsabgeordneten Präsident von Zedlitz und Neukirch und Konsul Stengel, die Erben der Freiherren von Stumm-Halberg, von Eberstein und von Falkenhäusen. Sie bilden eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Unbeschränkt aber, durchlauchtige, hoch- und hochwohlgeborene Herren, ist Ihre Haftung für all den Unsinn, all den Quark, der von Ihrer Gesellschaft verpöblert wird.

Im Lauf der letzten Jahre kam aus deutschen Gerichtssälen mancher Spruch, der den Hörer erschauern und fragen ließ, ob die Schuld des Verurtheilten denn wirklich erwiesen sei; und die Frage wurde oft von hunderttausend Stimmen verneint. Jetzt ist in Berlin ein Mensch zum Tode verurtheilt worden, obwohl ein erweislich strafbarer Thatbestand gar nicht vorlag. Das ist schon eher eine Rarität. Die Leiche einer überlithen Frau war gefunden, der Ehemann als des Mordes verdächtig verhaftet worden. Vor dem Schwurgericht sagten sämmtliche sachverständige Aerzte aus: Non liquet; wir konnten nicht feststellen, ob die Frau sich selbst getödtet hat oder ermordet worden ist. Die Grundlage jedes Verfahrens, die strafbare That, fehlte also. Die Beweisaufnahme brachte allerlei dünne Indizien, die für die Schuld des Angeklagten sprachen, aber keine schwere Belastung; irgend ein Motio, das den Mann zum Mord treiben konnte, war nicht zu erkennen. Als die Beweisaufnahme geschlossen war, konnte man allenfalls sagen: Wenn die Frau ermordet wurde, bleibt ein Verdacht — durchaus kein dringender — an dem Manne hängen; da aber nicht einmal die Thatfache des Mordes erwiesen werden kann, muß der Mann natürlich freigesprochen werden. Der Staatsanwalt, Herr Assessor Dr. Schindler, war anderer Meinung; er fand, trotz dem Gutachten der Sachverständigen, die That erwiesen, den Angeklagten überführt und forderte von der Jury den Kopf des Heiligehilfen Hugo Walther. Und Hugo Walther wurde zum Tode verurtheilt, trotzdem weder erwiesen war, daß er seiner Frau ein Haar gekümmelt habe, noch auch nur, daß die Frau nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Ein alter pariser Kriminalist hat gesagt, er würde über die Grenze fliehen, wenn er beschuldigt werde, die Glocken von Notre Dame gestohlen zu haben; denn die Thatfache, daß diese Glocken gar nicht gestohlen seien, sichere ihn nicht vor der Spitzbubenstrafe. Das hielten wir bisher für eine Anekdote; jetzt wissen wir, daß gründliche Sachkenntniß daraus sprach. . . Als Hauptzeuge trat im Prozeß Walther ein junger Kriminalkommissar auf, der die ersten Ermittlungen geleitet hatte und vor Gericht stramm erklärte, er werde sich hüten, einen des Mordes Verdächtigen mit Glacéhandschuhen anzufassen. An den nicht ganz belanglosen Unterschied zwischen Verdacht und Beweis wurde er nicht erinnert. Er ist noch im Amt. Er wird auch künftig den Beschuldigten als Verbrecher behandeln. Und in die größten berliner Zeitungen ist über das Urtheil und über diesen Zeugen kein kritisches Wortlein gedrungen.

Vor drei Monaten, als uns täglich Gräuelmären von der Noth des norwegischen Städtchens Kalesund vorgebracht wurden, sagte ich hier, diese Noth sei nicht so schlimm, wie man gefürchtet habe, und rieth, die den Kalesundern zugeordneten Gaben lieber den von den Pereros beraubten Landsleuten zu svenbom. Noch im Februar konnte ich mich auf das Zeugniß eines Mannes berufen, der mit der deutschen

Expedition in Kalesund gewesen war und in den Hamburger Nachrichten erzählte: „Von schwerem Nothstand, von furchtbarem Elend konnte man nicht sprechen. Man ließ die Sachen gar nicht von Bord holen. Keine Hand rührte sich. Kein Obdachloser war zu sehen, kein Hungernder zu finden. Der materielle Schaden ist unbedeutend; er beträgt, da fast Alles versichert war, kaum mehr als anderthalb Millionen.“ In dem selben Blatt aber, das diese Berichte eines Augenzeugen brachte, wurde noch der Empfang ganzer Ballen und Risten mit Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Bauholz, Handwerksgeräth, Cigarren bestätigt, über 142,639 Mark Bargeld quittirt und dringend um „weitere Beiträge“ gebeten. Das war für Norwegen; für die deutschen Ansiedler, die in Südwestafrika um Obdach und Habe gekommen sind, waren 20,270 Mark eingegangen. Und am einundzwanzigsten April las ich im Vokalanzeiger: „In Kalesund sind nach der Vertheilung der eingegangenen Geldsummen große Skandale vorgefallen. Es herrscht so viel Streit, daß der Staat genöthigt ist, einzuschreiten. Im Volk geht die Sage, es sei Geld genug da, um alle Abgebrannten ihr Leben lang zu versorgen. Die übergroßen Geldsammlungen haben mehr geschadet als genützt, weil Viele jetzt meinen, nicht mehr arbeiten zu brauchen. Der Zustand spottet jeder Beschreibung; gehts so weiter, dann wird die ganze Gegend um Kalesund wirtschaftlich ernststen Schaden leiden.“ Die Gelehrten des Vokalanzeigers haben plötzlich entdeckt, das Städtchen sei „von allen Seiten Europas überreichlich mit Nahrungsmitteln und besonders mit Geld unterstützt worden“. Ach nein: nur das arme Deutschland, das für seine darbenenden Kinder kein Brot hat, war so naiv, nach dem ersten Zeitungslärm rasch sein Geld zu Fremden zu tragen, die sich selbst helfen konnten. Thut nichts: wenn der Kaiser wieder nach Norwegen kommt, wirds ihm an Applaus nicht fehlen. Vielleicht aber entschließt man sich bei uns nachgerade doch, unkontrollirbare Pressemeldungen nicht mehr zum Ausgangspunkt großer Staatsaktionen zu nehmen.

Da wir gerade beim Vokalanzeiger sind: dieses Hauptorgan des Grafen Bätow hat nicht nur festgestellt, daß „Wilhelm der Zweite der mächtigste Herr auf der Erde ist, edel und gütig“, sondern uns auch von ernster Sorge befreit. Das franko-britische Bündniß hat seine Schrecken verloren und der Gedanke, England könne sich mit Rußland verständigen, darf nur noch belächelt werden. Warum? Weil die russische Regierung erklärt hat, sie werde den Versuch einer Intervention während des Krieges nicht dulden. Zwar hat Niemand eine Intervention angeboten und gerade in England bezweifelt kein halbwegs verständiger Mensch, daß an eine Vermittlung erst zu denken wäre, wenn die Russen die Epoche der Niederlage endlich überwunden hätten. Mit der neuen Gruppierung der Großmächte hat das von einem den Interessen der russischen Juden dienstbaren petersburger Blatt begonnene Geschwätz über eine nahe Intervention nicht das Geringste zu thun; ein britischer Versuch, jetzt zu interveniren, wäre so ungefähr die unfreundlichste Handlung, die sich erdenken ließe. Im Vokalanzeiger aber wird dreist verkündet: „Eine große gegen Deutschland gerichtete Intrigue ist zu Wasser geworden.“ Nur dem Bürger hübsch die Sorgen ausreden, damit er recht laut Hurra brüllt. Und wenn die Leute der Wilhelmstraße solches Schloßpülverchen verordnet haben, bilden sie sich ein, sie hätten Politik gemacht.

In der Schorfhaide wird ein Denkmal errichtet. Ein fünfzig Centner schwerer Finglingsblock soll da dem Wanderer künden: „Miser durchlauchtigster Markgraf und

Herrn, Kaiser Wilhelm II., faßete allhier am 20. IX. a. d. 1898 Allerhöchstseinen 1000 edel Hirschen von 20 Enden.“ Velber besichtigt die mühsam erkonnene Inschrift nicht jeden Zweifel. Hat der durchlauchtigste Markgraf und Herr tausend Zwanzig-euder oder überhaupt nur tausend Hirsche geschossen? Das will der Patriot doch wissen. Auch wenn sich nicht nur um Zwanzigender handelte, bliebe es eine ansehnliche Zahl. Laine verzeichnet in den Origines als auffällig schon die Thatfache, daß Ludwig XV in einunddreißig Jahren 6400, Ludwig XVI in vierzehn Jahren 1251 Hirsche erlegt hat. Sehr lieblich ist die Bezeichnung: „Allerhöchstseine Hirsch.“

Am neunundzwanzigsten Januar veröffentlichte der Reichsanzeiger einen Er-lach, in dem der Kaiser sagte: „Behörden, Anstalten, Vereine aller Art, Alt und Jung, Hoch und Niedrig, haben mit einander gewetteifert, mir an meinem Geburtstag ihre Freude über meine durch Gottes Gnade erfolgte glückliche Genesung und herzlichste Wünsche für mein und der Meinen fernernweites Wohlergehen zum Ausdruck zu bringen.“ Danach mußte man den Kaiser, der vorher von einem ungefährlichen Stimmbandpolypsen belästigt worden war, für völlig genesen halten. Sogar die Thronrede hatte von dieser Genesung gesprochen und täglich lasen wir von Glückwünschen, die dem Monarchen dargebracht wurden. Die Krankheit, die ja nie irgendwie ernsthaft gewesen war, schien überstanden. Und nun hören wir, erst die Reise, die der Kaiser als Gast der Aktionäre des Norddeutschen Lloyd antrat und von Venua aus auf eigene Kosten fortsetzte, habe ihm Heilung gebracht, und das Gratuliren fängt von vorn an. Kein Wunder, daß man im Ausland glaubt, die Bulletins hätten die Wahrheit verschwiegen. Die Zweifler sollten bedenken, daß ein Kranker die Fülle der Feste nicht ertragen hätte, die von der Mittelmeersfahrt gemeldet wurden. Immer wieder muß man übrigens fragen, ob dem Kaiser berichtet wurde, was in Südwestafrika geschehen ist. Tag vor Tag lasen wir, er sei heiterer als je, scherze und lasse und treibe bald mit dem Küchenpersonal, bald mit Lord Veresford, seinem Duzfreund, allerlei Karzweil. Er hat an Kiplings Frau telegraphirt, als der britische Rationalbichter erkrankt war, hat jezt in langen Depeschen dem König Eduard seine Freude über die Haltung der englischen Matrosen, seine Bewunderung der englischen Flotte ausgedrückt. Kein Wort aber lasen wir, nicht ein einziges, das den um ihre im Herzerokriege gefallenen Söhne und Gatten trauernden deutschen Männern und Frauen ein Zeichen kaiserlicher Theilnahme gab.

Als ich vor Monaten erzählte, die Amerikaner würden, um dem ihnen vom Deutschen Kaiser geschenkten Friedrichsdenkmal endlich Unterstand zu schaffen, noch ein paar Standbilder errichten, hielt mans für einen Spaß. Jezt ist überall zu lesen, daß in Washington Alexander, Caesar, Napoleon und der Preußenfriedrich vor der Kriegsschule stehen sollen. Die Vereinigten Staaten können sich leisten und werden Herrn Roosevelt dankbar sein, der diesen Ausweg fand. Den Alten Freigen allein hätten sie nicht geduldet. Nun kann er noch vor der Weihnacht enthüllt werden. Ein Riesenerfolg deutscher Diplomatie. . . Ein General sagte mir mal: „Der große Börsenmensch Dingsda wollte durchaus bei mir eingeladen sein; als ichs gar nicht mehr vermeiden konnte, lud ich für den selben Tag noch ein Viertelbuhend von seiner Gilde dazu. Unangenehm wars ja nicht; aber der Mann konnte sich danach wenigstens nicht mehr einbilden, daß er in meinem Haus besonders hoch geschätzt werde.“